

Ein Passagier der R.M.S. TITANIC

(1984/2014/2020)

Eine Weird Fiction-Story von Uwe Lammers

Prolog:

Aus der Finsternis ans Licht

Ägypten, 15. September 1911

Die Hand des sehnigen, dunkelhäutigen Ägypters zitterte, und der Schein der Petroleumlampe flackerte über die steinernen Wände der in Finsternis gehüllten Kammer. Er belebte die uralten Reliefs auf gespenstische Weise, die seit Jahrtausenden die Vergangenheit gehütet hatten. Beinahe schien es, als würden sie missbilligend die monströsen Köpfe schütteln, die denen von Tieren glichen: Falken, Stiere, Schakale.

Die Götter selbst waren gegen diesen Frevel, jeder musste das doch begreifen!

„Effendi ...“, begann der Grabungshelfer wieder, inzwischen schweißbedeckt. Seine Augen bettelten darum, dies zu beenden. Er bereute längst, sich dazu bereiterklärt zu haben. „Bitte, Effendi ... es bringt Unglück, was wir tun. Es ist nicht recht ... wir dürfen das nicht machen!“

„Sei still, Machmud“, sagte der schlanke, hoch gewachsene Engländer in Khakikluft nur knapp. Normalerweise war er ein absolut verständiger, lebenswürdiger und freundlicher Mann. Jeder kannte den weißhaarigen Adligen so, der deutlich älter wirkte, als er tatsächlich nach Lenzen zählte. Ein sehr an der pharaonischen Vergangenheit des alten Ägypten interessierter, freigebiger Mann, der großzügig Trinkgelder gab und für jeden Arbeiter ein freundliches Wort hatte. Er war nur zu Gast auf dieser von der Deutschen Orient-Gesellschaft unter ihrem Archäologen Ludwig Borchardt geleiteten Grabung, aber gern gesehen und wohl gelitten. Er sprach ihnen nicht dazwischen, stellte keine seltsamen Hypothesen auf, sondern bekundete nur ruhiges, gefasstes Interesse an den Arbeiten.

Doch in diesem Moment, in der Finsternis der ägyptischen Nacht, da hätte niemand seiner Bekannten und Verwandten ihn wieder erkannt – sein schmales, asketisches Antlitz mit dem grauen Spitzbart zeigte einen verbissenen, herrischen Zug um die Mundwinkel, seine Augen waren verengt, die Augenbrauen zusammengezogen, ein einziges Muster reiner Konzentration. Und Kompromisse kannte er in diesem Moment nicht. Er duldet keinen Widerspruch.

Er gab seinen drei weiteren Mitarbeitern stattdessen einen herrischen Wink, und wieder fuhren dumpf die Spitzhacken herab. Sie lösten bröckelnde Gesteinsquader aus einer der schmucklosen Seitenwände des Korridors, die in das Grab eines hohen Würdenträgers der einstigen Metropole von Amarna führte. Es lag wie all die anderen in den östlichen Höhenzügen nahe der Ruinenstadt

Amarna am Nil, die einstmals vor Jahrtausenden den Namen Achet-Aton, also „Horizont des Aton“, getragen hatte.

Die alte, kurzzeitige Metropole des Ketzerkönigs Echnaton, wie ihn spätere Generationen nannten. Die Felsengräber hier waren natürlich schon vor langer Zeit samt und sonders geplündert worden, was allerdings nicht für die Werkstätten galt. Während sich der Brite Flinders Petrie in seiner Grabungssaison 1891/92 noch auf einen ersten Überblick konzentrierte und der Archäologe Norman de Garis Davies sich dann zwischen 1903 und 1907 auf die Felsengräber konzentrierte, stand die neue Grabungssaison, die in diesem Jahr begonnen hatte, ganz im Zeichen der deutschen Gründlichkeit. Hier wurde nun buchstäblich jeder Stein umgedreht, insbesondere bei den Palästen und Werkstätten. Gut möglich, dass hier noch aufregende Funde ans Tageslicht kamen.

Aber was hatte Lord Beswick, Henry Beswick III., um genau zu sein, nun zu dieser Wahnsinnstat getrieben, die er gerade im verschwörerischen Schutz der Nacht durchführte?

Dieses Adeligengrab, das in der vergangenen Woche provisorisch freigelegt worden war und der baldigen gründlichen Erforschung harrte, war einwandfrei schon vor zweitausend Jahren oder sogar noch früher geplündert worden, wie eben all die anderen auch. Es gab hier nicht einmal mehr Mumienbinden ... und es machte wirklich so überhaupt keinen Sinn, still und heimlich mitten in der Nacht eine Seitenwand des Eingangskorridors einzureißen und ...

Die nächsten Steinquader polterten dumpf in einen Hohlraum hinter der Wand.

Machmuds Gedanken verdunsteten, und einen entsetzlichen Augenblick lang konnte er an überhaupt gar nichts mehr denken. Das kam jetzt alles vollkommen überraschend. Auch die anderen Arbeiter standen da wie versteinert und blickten Machmud nervös an, als ob er besser Bescheid wüsste.

Gütiger Allah, er wünschte, so hätte es sich verhalten!

Das einzige, was er fühlte, war eine eisige, alles erfüllende Furcht.

Wie um alles in der Welt mochte der Engländer von dieser gut verborgenen Kammer erfahren haben? Niemand im ganzen Grabungsteam hatte davon eine Ahnung! Zweifellos hätte Doktor Borchardt, der Grabungsleiter, sonst den Ausgrabungsplan kurzfristig gründlich geändert ...

„Weiter!“, zischte Lord Beswick drängend, ungewöhnlich ungeduldig. „Los doch! Wir haben nicht die ganze Nacht Zeit!“

Die Arbeiter sahen einander beunruhigt an, dann wieder zu ihrem Vorarbeiter Machmud, der ihnen nun hastig das Zeichen zum Weiterarbeiten gab. Es war vermutlich wirklich besser, zu tun, was der Lord sagte ... auch wenn sich Machmud immer unbehaglicher dabei fühlte. Die Aura drohender Gefahr schien wie ein erstickendes Tuch über ihnen allen zu liegen, ja, gleich eines Strangulationsstricks ihren Lebensatem selbst abzuschneiden.

Allein der britische Adelige merkte davon offensichtlich nichts. Er sah fiebrig aus, erwartungshungrig, nachgerade fanatisch. Für die Ängste seiner Arbeiter hatte er keinen Blick.

Binnen weniger Minuten erweiterten die Burnus tragenden Arbeiter im unsteten Licht der schwankenden Petroleumlampe den Durchbruch, und Beswick stieg mit Machmud als erster hindurch.

„Oh, Allah, Allmächtiger ...“, flüsterte der Ägypter, trotz seines dunklen Teints fast kreidebleich. Er starrte auf den kurzen Gang, der in eine weitere Kammer führte, die keiner der Archäologen bisher gesehen hatte. Es gab für ihre Existenz keinen einzigen Hinweis. Und doch ... dies hier schien definitiv eine Grabkammer zu sein ... eine vermauerte Grabkammer, verschlossen seit Jahrtausenden ...

Er folgte dem tatendurstig voranschreitenden Lord zitternd in die Dunkelheit. Der Gang war nicht sehr lang, und er erwies sich als völlig schmucklos, grob aus dem Fels gehauen, wie in großer Eile.

Dann riss der rötlichgelbe Schein der Lampe unvermittelt die grässlichen, menschengroßen Statuen zweier Wächter aus der Finsternis, die links und rechts des Kammereingangs standen. Die schwarzen Köpfe von Schakalen starrten sie an, erhobene Hartholzstäbe in den Händen, bereit, jeden Eindringling gnadenlos niederzuschlagen und auszulöschen, der es wagen sollte, die Ruhe des Toten zu stören.

Schon dies war ein höchst ungewöhnlicher Fund in Amarna, wo doch der Ketzerkönig Echnaton alle alten Götter verboten hatte, darunter eben auch Anubis. Allein der Sonnengott Aton sollte gelten, niemand sonst.

Machmuds Gedanken verdunsteten, als ihm noch etwas auffiel, das ihn nun endgültig erbleichen ließ.

Der Staub in der Kammer, der den Boden bedeckte, war unberührt.

Niemals hatte ein Grabräuber diese Kammer gefunden.

Der schmale steinerne Sarkophag in der Mitte des Raumes, gefertigt aus beinahe schwarzem Felsgestein und kunstvoll poliert, wurde sichtbar. Er war vollkommen ohne jede Grabbeigabe hineingestellt, möglicherweise wahrhaftig in großer Eile. Machmud wurde noch elender zumute, als ihm zu dämmern begann, dass dies hier womöglich ein geheimes Begräbnis gewesen war, gegen alle Regeln, die einst galten. Und sie waren nun dabei, die Ruhe dieses Toten zu stören.

Daraus konnte nichts Gutes erwachsen. Es konnte einfach nicht ...

Der Sarkophag erglühte rötlich im Licht der Lampe. Er war schlicht gearbeitet, ohne großartige Verzierungen der Seiten. Dafür hatten die alten Steinmetze aus der Oberseite ein Gesicht gemeißelt.

Lord Beswick entriss dem Vorarbeiter die Lampe ungeduldig und hob sie mit sicherer, kein bisschen zitternder Hand direkt über die Oberseite des steinernen Behältnisses. Mit der Rechten zog

er ein Taschentuch mit Monogramm aus seiner Hosentasche und rieb nun behutsam, fast zärtlich, den Staub der Jahrtausende von dem Gesicht, das in die Oberseite des Sarkophags gemeißelt worden war.

Ein stolzes Frauenantlitz, das aussah, als schliefe die Schöne nur, eine junge, jugendliche Frau mit dunklen, akkuraten Locken und Mittelscheitel. Zweifellos war diese Tote, solange sie noch unter dem Glanz der Sonne Amarnas wandelte, eine Schönheit gewesen, hinreißend womöglich, der Schwarm unzähliger Männerherzen.

Aber nun war sie tot, seit ewigen Zeiten tot, und ihre vertrockneten Reste existierten nur noch dank der Mumifizierungskunst der alten Ägypter. Vergessen von aller Welt. Niemand kannte heute noch ihren Namen und ...

Ein Tropfen fiel auf das steinerne Antlitz herab.

Machmuds Blick fuhr hoch, und voller Grauen blickte er den Lord an, dessen bislang ruhiges, konzentriertes Gesicht weich geworden war. Tränen rannen über seine aristokratischen Züge, liefen in seinen Bart. Er sah aus, als wenn er ... trauerte? Um seine verflossene Liebe trauerte? Aber er konnte diese Tote, deren Namen niemand mehr wusste, doch unmöglich jemals zuvor gekannt haben...

„Blume von Amarna“, flüsterte der Brite heiser und mühsam. „Ich habe es dir geschworen ... nichts darf dir geschehen. Nichts wird dir geschehen! Ich halte, was ich schwöre!“

„Effendi ... ich verstehe nicht ...“

Henry Beswicks Gesicht verschloss sich auf der Stelle. Der Moment der Sentimentalität, der einen Blick in sein Herz gestattete, war mit diesen unbedachten Worten schlagartig vorbei. Mit einem unwirschen Ausdruck wischte er sich die Tränen ab, schluckte schwer und wandte sich dann wieder an Machmud.

„Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten! Wir haben jetzt nicht viel Zeit! Wir brauchen die Rollen und die Seile! Der Sarkophag wird jetzt geborgen!“

„Aber ... Effendi ... der Grabungsleiter ...“

„Der Grabungsleiter wird hiervon nichts erfahren. Gar nichts!“ Beswicks graue Augen glühten zornig, als er Machmud anblickte, und in ihnen stand eine solche Unerbittlichkeit geschrieben, dass der Ägypter jäh Todesangst empfand. Er wagte kein Widerwort mehr. „Dies ist ein Befehl! Ich verantworte das alles allein! Und jetzt ... mach dich mit den Männern an die Arbeit! Los, Beeilung!“

In dieser mondlosen Nacht des Septembers 1911 entfernten Beswick, Machmud und seine bezahlten Helfer den rätselhaften Sarkophag aus der Gruft in Amarna und brachten ihn zur nächsten Anlegestelle für Schiffe nilabwärts. Lord Beswick ging mit an Bord, was dann am

kommenden Tag für einige Aufregung sorgte, ebenso wie die aufgebrochene, rätselhafte Grabkammer.

Aber der Vorarbeiter Machmud hatte seine Gründe, über alles Vorgefallene zu schweigen. Seine Helfer waren gut für ihre Dienste entlohnt worden und generell verschwiegen ... doch Machmud erinnerte sich außerdem, dass er das klagende Heulen der Wüstenschakale gehört hatte, als Beswicks Boot mit dem gestohlenen Sarkophag ablegte.

Da wusste er, dass dies Unheil bedeutete.

Was immer vor Jahrtausenden begonnen hatte ... es war nicht vorbei.

Es hatte gerade erst begonnen ...

*

1) Ein neuer Passagier

Southampton, England: Dienstag, 10. April 1912

Der Anlegeplatz wurde White-Star-Kai genannt, nach der Schifffahrtslinie, deren außergewöhnlich groß dimensionierten Schiffe hier festmachten. Die riesigen, imposanten Paläste der Meere, die **Oceanic**, **Teutonic**, **Majestic** und **Adriatic**, sie verkehrten von hier aus im Wochentakt zwischen England und New York. Und nun lag hier der neueste Titan der White Star Line vor Anker, frisch aus der Werft eingetroffen und fertig eingerichtet – die TITANIC. Es war noch früh am Morgen, und dennoch herrschte schon enormer Trubel – gegen halb zehn sollte der Zug aus London eintreffen und das Gros an Passagieren mitbringen. Überall wimmelten schon längst Angestellte der White Star Line in ihren mit dem Wimpel geschmückten Uniformen umher, Stauer, Vorarbeiter und Handwerker waren emsig zu Werke. Sie hatten alle keine Zeit zu verlieren, und sie wurden für ihre Arbeit gut bezahlt.

Eine Jungfernfahrt war immer ein ganz besonderer Ansporn, für jedermann: für den Kapitän, die Mannschaften und die unzähligen Zulieferer mit ihren Arbeitern und Arbeiterinnen. Wenn man den Kai entlang schaute, hätte man das Gefühl bekommen können, halb Southampton sei heute aus dem Bett gefallen und dränge sich hier. Ein vergnüglicher Gedanke, der nicht vollkommen fernab der Realität war.

Die TITANIC war schon eine Legende, ehe sie abgelegt hatte, offensichtlich.

Nun, das prächtige Schiff verdiente das zweifellos auch.

Der hoch gewachsene, verhärtet aussehende Mann im dunkelgrauen, langen Mantel war hingegen schon früher hier eingetroffen, um dem turbulenten Aufruhr beim An-Bord-Gehen zeitig ausweichen zu können. Er wünschte in absolut keiner Weise Aufmerksamkeit. Weder er noch sein Diener oder das besondere „Gepäckstück“, das er dabei hatte und das er nicht in den Frachträumen

verschwinden sehen wollte, so sperrig es auch war. Es sollte immerzu in seiner direkten Nähe sein. Die Gründe dafür hielt der spitzbärtige Passagier geheim.

Er stand so am Kai, betrachtete das hektische Gewimmel der Bediensteten und sinnierte, in Gedanken versunken. Das stärkste Gefühl, das ihn erfüllte, war bange Hoffnung. Der Wunsch, es möge bald alles vorbei sein. In Sicherheit sein ... wie auch immer man unter diesen bizarren Umständen „Sicherheit“ zu definieren wagte.

Er hatte auf dem Weg nach Southampton immer wieder gehört und in der prahlerischen Presse gelesen, das Schiff gelte allgemein wegen seiner exzellenten Sicherheitsvorkehrungen, der Schottensysteme und der optimal ausgesuchten Crew unter dem erfahrenen Kapitän Edward John Smith als „unsinkbar“ ... aber solche Übertreibungen der Journalisten fand er nur lächerlich.

Auch die Bibliothek von Alexandria hatte als unzerstörbar gegolten, und was war aus ihr geworden?

Die sieben Weltwunder der Antike ... verschwunden bis auf bröckelnde Ruinen. Allenfalls die mächtigen Pyramiden von Gizeh strahlten noch etwas von der Majestät des Einst aus. Bei diesem Gedanken erschauerte er ganz besonders und schob ihn hastig von sich.

Letzten Endes, das wusste er aus bitterer Erfahrung, letzten Endes war Menschenwerk nur Tand, zeitgebunden und vergänglich. Es gab größere, höhere Mächte, die allein Ewigkeit, Vollkommenheit und Unzerstörbarkeit für sich in Anspruch nehmen konnten.

Er seufzte und straffte seine Gestalt. Ja, hoffentlich war das alles bald vorbei.

Ein dunkelhäutiger, etwas kleinerer und fülligerer Mann eilte über den langen Kai auf ihn zu, vorbei an zahlreichen Zulieferern, die noch dabei waren, Geschirr, Nahrungsmittel und Werkstoffe an Bord zu schaffen. Besonders auffallend waren die vielen, verschmutzten Männer, die Kohlevorräte ergänzten. Sie wurden offenbar von den anderen hier auf Reede liegenden Schiffen auf die TITANIC umgeladen, die wie ein strahlend weißes Monument hoch über den Kai aufragte.

Richtig ... das hing bestimmt mit dem Streik der Grubenarbeiter zusammen. Er hatte davon in der TIMES gelesen. Es grenzte an ein Wunder, dass die TITANIC ihren Jungfernfahrttermin unter diesen Umständen halten konnte. Nun, aber es musste schließlich auch noch Wunder geben, nicht wahr? Es wäre zu grässlich gewesen, wenn alles schon vom Schicksal anders entschieden worden sein sollte ...

„Sir, Sir ... ich habe die Kabine eben besichtigt ...“

„Ruhig, Radu“, sagte Henry Beswick, der merkte, dass der wegen seiner dunklen Hautfarbe und seines senffarbenen Turbans indisch wirkende Mann noch etwas außer Atem war. „Komm wieder zu Atem ... sag mir das Wichtigste: hat die Suite einen Gepäckraum?“

„Ja, Sir. Sie liegt auf dem A-Deck nahe beim ersten Schornstein. Wie Ihr gewünscht habt, konnte ich auch veranlassen, dass noch zusätzliche Vorhänge angebracht worden sind.“

„Gut so. Wir brauchen keine Zaungäste. Wir brauchen Ruhe.“

„Ja, Sir, natürlich. Ich denke, da die anderen Passagiere der ersten Klasse sich während der Überfahrt kaum in ihren Kabinen aufhalten werden, dürften wir keine Schwierigkeiten bekommen.“

Sie hatten wirklich genug davon gehabt, fand Lord Beswick. Das war ein wesentlicher Grund dafür, dass er in den letzten Wochen und Monaten so wenig geschlafen hatte. Seine Gesundheit war inzwischen schwer angegriffen, und es sah nicht so aus, als sollte er bald Ruhe finden. Dabei stand dieser Wunsch wahrhaftig sehr weit oben auf seiner Agenda. Aber noch musste er durchhalten.

Ihretwegen!

Das war jetzt wichtiger als alles andere, auch wichtiger als ein gesunder Schlaf. Dafür gab es später immer noch Zeit, nicht wahr?

„Dann lass ... das wertvolle Gepäckstück an Bord bringen“, sagte er langsam. Am liebsten hätte er es selbst an Bord verfrachtet. Aber das gehörte sich natürlich für seinen Stand nicht und hätte eher noch mehr Misstrauen und unangenehme Neugierde ausgelöst als ohnehin schon.

Außerdem: „Gepäckstück“ war einfach eine lächerliche Bezeichnung für das Unbezahlbare. Die Kostbarkeit dieses Schatzes konnte niemand ermessen, vielleicht nicht einmal der treue Radu.

Er atmete tief durch und schärfte ihm leise ein: „Und achte mir darauf, dass niemand es öffnet! Niemand!“

„Natürlich, Sir. Das liegt ja auch in meinem eigenen Interesse.“

Radu eilte ihm nun voraus, während Lord Beswick langsamer folgte.

Er sah an dem mächtigen Schiff entlang, dessen Rumpf stahlblau im Licht der Aprilsonne glühte, garniert von Tausenden von deutlich sichtbaren Niete. Darüber befand sich der weiß gestrichene Deckaufbau, überragt von den vier hohen Schornsteinen, zu zwei Dritteln cremefarben gelblich gestrichen, nach oben hin schwarz. Auf dem Vorderdeck und achtern erhob sich jeweils darüber hinaus noch eine Mastkonstruktion. Vorne konnte man deutlich das „Krähennest“ erkennen, wo Matrosen Ausguckposten beziehen würden für den Fall, dass es Eiswarnungen gab.

Soweit Beswick es aus den Zeitungen erfahren hatte, die natürlich reichlich über die jetzt unmittelbar bevorstehende Jungfernfahrt der R.M.S. TITANIC berichteten, dem neuesten Stolz der White Star Line, war der Gigant fast 900 Fuß lang und konnte mit seinen drei gigantischen Bronzeschrauben eine Geschwindigkeit von 24-25 Knoten erreichen. Es war daher wohl weniger ein Schiff als vielmehr bei einer Masse von rund 66.000 Tonnen eine Form von schwimmendem Palast, der mit beispiellosem Luxus ausgestattet worden sein sollte.

„Weltlicher Tand“, dachte er trostlos, obgleich vielleicht eher Zuversicht sein Herz hätte füllen sollen. Dafür hatte er keine Kraft mehr. „Alles, was Menschen an Großartigem erschaffen, ist eitles Wollen ...“

Er wünschte sich inzwischen wirklich, er hätte nicht soviel von seiner Erinnerung zurückerhalten. Es war eine Qual, wirklich eine Qual. Denn er wusste natürlich auch wieder von seinen einstigen Wünschen, seinen Erfolgen, und er wusste von seinem grässlichen Scheitern gegen jede Hoffnung.

Nun, aber andererseits wäre er ohne die Erinnerung nicht hier, wo er sich befand, das musste man selbstverständlich auch berücksichtigen ... und SIE wäre nicht hier. Süßes Leid und seliges Vergessen hielten sich offenbar stets die Waage. Kein Gewinn ohne Verlust ...

Irgendwo zwischen den Schuppen jenseits des Kais bellte ein Hund und ließ ihn erschrocken herumfahren. Seine Gedanken zerstoben, während er nervös Ausschau hielt. Niemand außer ihm auf dem Kai hielt währenddessen auch nur in der Arbeit inne.

Hundegebell war in England wirklich nichts Seltenes.

Aber die Leute wussten hier ja auch nicht, was er wusste.

Das Tier zeigte sich nicht.

Henry Beswicks Magen schmerzte jählings.

Es war nicht vorbei. Es war immer noch nicht vorbei.

Wie hatte er auch anderes denken können?

Die strafende Hand ... sie mussten der strafenden Hand entgehen.

Fröstelnd begab er sich in Richtung der Passagierbrücke, die man errichtet hatte, damit die Passagiere der ersten und zweiten Klasse an Bord gehen konnten. Die Reisenden der dritten Klasse, die in den Unterdecks mitfahren sollten und zu einem erheblichen Teil durch ihre alleinige Zahl die Reise lohnend machten, würden über eine steile Treppe auf das Schiff gelangen und dabei noch einmal medizinisch oberflächlich begutachtet werden, damit sie kein Ungeziefer oder Krankheiten mitbrachten.

Bürokratismus. Albernes Standesdenken.

„Einst dachte ich ähnlich“, erinnerte sich Beswick. „Aber damals wie heute hat mir das nichts Gutes eingebracht, und das wird auch in Zukunft so sein.“

Er ertappte sich dabei, wehmütigen Gedanken und substanzlosen Träumereien nachzuhängen. Das konnte er sich nicht erlauben. Zweifellos hing das mit seiner Erschöpfung zusammen. Wenn er erst in der Kabine war, ein paar Stunden erholsamen Schlaf gefunden hatte, dann würde die Welt wieder lichter aussehen, sein Optimismus und seine Zuversicht zurückkehren.

Er hoffte es zumindest.

Während er sich in Richtung der Passagierbrücke auf den Weg machte, griff er nach dem Reiseschein der White Star Line aus braunem Papier, wie es für die Tickets der ersten Klasse üblich war.

Lord Henry Beswick würde sich erst dann wieder sicher fühlen, wenn er festen amerikanischen Boden unter den Füßen hatte. Und wenn er wusste, wo sein Ziel lag.

Radu würde ihm das zeigen.

Sein vermeintlicher Diener Radu, der in Wahrheit etwas ganz anderes war.

Vielleicht gab es doch noch Grund zur Hoffnung ...

*

2) *An Bord und in Gedanken*

Southampton, England: Dienstag, 10. April 1912

Radu hatte nicht zuviel versprochen.

Die Kabine auf dem A-Deck war, wenn man genau sein wollte, im Grunde genommen eine Suite, die jedem Hotel der gehobenen Klasse zur Ehre gereicht hätte, was die Ausstattung anging. Ausgelegt mit blauem Teppich, enthielt sie zwei Schlafzimmer, von denen das hintere mit Eiche getäfelt worden war, außerdem gab es ein Wohnzimmer, einen Ankleideraum und ein luxuriöses Badezimmer zwischen Wohn- und Schlafbereich. Neben den beiden Betten mit Messinggestellen und sehr bequemen Matratzen existierte noch ein Diwan mitsamt ovalem Tisch. Zur Ausstattung gehörten ebenfalls ein Waschtisch mit zwei Becken und eine elektrische Heizung. Es gab Stühle, einen Sekretär für Schreiarbeiten und zahlreiche weitere Annehmlichkeiten, die Lord Beswick nicht sonderlich interessierten. Seinetwegen hätte es auch die kleine Veranda nicht geben müssen, die zur Steuerbordseite hinausging.

Wichtig für ihn waren allein die zwei Schlafzimmer und der Gepäckraum. Letzterer war abschließbar und relativ klein dimensioniert, außerdem war er fensterlos ... aber gerade das fügte sich hervorragend in Beswicks Pläne ein. Die restlichen Räume besaßen prächtige Leuchter, aus denen konstantes elektrisches Licht strahlte. Eindeutig ein erheblicher Fortschritt gegenüber den weitaus meisten Schiffsreisen, an die er sich erinnern konnte. Oh, und an wie viele konnte er sich inzwischen erinnern, deutlich mehr, als man in einem Menschenleben hinter sich bringen konnte ...

Als der Lord endlich die Tür der Suite hinter sich schließen konnte und so von dem inzwischen unüberhörbaren Rummel nichts mehr mitbekam, der mit dem An-Bord-Gehen der Passagiere zu tun hatte, da atmete er sichtlich auf. Endlich nicht mehr seinem Stand gemäß schauspielern, kühle Gelassenheit ausstrahlen ... es war inzwischen wirklich eine Qual.

Radu und einige Crewmitglieder hatten zwischenzeitlich das Gepäck des Lords verstaut. Letztere äußerten, ehe sie sie nach dem Empfang des reichlichen Trinkgeldes verließen, noch ihr Mitgefühl für ihn, dass „Lady Beswick“ derzeit „in anderen Umständen“ sei und ihn deshalb auf seiner Reise nach Amerika nicht begleiten könne.

Ach, was doch fromme Lügen für eine Wirkung entfalten konnten.

Natürlich gab es keine Lady Beswick. Das würden diese Leute nie erfahren.

Er straffte sich wieder und schritt zu dem Gepäckraum. Radu war bereits zugegen und hatte schon die Transportriemen der schweren, länglichen Kiste entfernt, die hier verbleiben würden, bis sie sie in der Neuen Welt wieder entluden. Aber zuvor brauchten sie natürlich freien Zugang.

„Die Matrosen haben ziemlich geschimpft, mein Lord“, berichtete Radu.

„Wegen der Breite?“

„Ja ... sie haben beim Hereinbugsieren die Türblätter beschädigt ... ich sagte, Ihr würdet für den Schaden aufkommen und habe ihnen ein reichliches Trinkgeld gegeben.“

„Das sollte ihre Mäuler versiegeln.“

„Das dachte ich mir so.“ Radu war sehr vorausschauend. Nun, dies verstand sich von selbst. Er war ein weiser Mann.

Radu war ohnehin ein wunderbarer Gefährte. Nach außen hin galt er natürlich als Lord Beswicks indischer Diener. Dabei stammte er jedoch, genau genommen, aus Persien. Sie hatten sich vor neun Jahren gefunden, als er fiebernd daniederlag, während einer Reise an der Küste des Schwarzen Meeres. Er hatte den Grund dieser Reise längst vergessen, aber nicht, was ihm dabei widerfuhr ... abgesehen davon, dass Beswick zu sterben glaubte, als ihn dieses grässliche Fieber packte.

Damals glaubte Beswick fast an einen Traum, als er den kleinen, rundlichen Perser an seinem Krankenlager auftauchen sah, der die Kleidung der hiesigen Heiler trug, und als dieser ihm dann unter vier Augen erklärte, er habe seinen gepeinigten mentalen Ruf gehört, konnte der Lord das überhaupt nicht begreifen.

„Was für einen Ruf?“, war alles gewesen, was er hatte hervorbringen können.

Da lächelte der braungebrannte, bronzene Mann auf eine unbegreiflich vertraute Art und Weise, und auch seine Anrede ließ nun jede ehrfürchtige Form vermissen, die normalerweise angebracht und schicklich gewesen wäre.

Rasch musste Henry Beswick damals erkennen, dass Etiketten für ihresgleichen das Allerletzte waren, was sie ans Hier und Jetzt band. Radu stand fast buchstäblich jenseits davon.

„Oh, alter Freund ... ich fürchte, du hast alles vergessen, was ich dich lehrte“, sprach der kleine Perser mit sanfter, einschmeichelnder Stimme. Auch sie war so unendlich vertraut, obwohl sie sich noch niemals gesehen hatten. Das nahm zumindest der kranke Lord fest an. „Aber das ist ganz normal. Der Durchgang in das neue Sein ist es, der üblicherweise alles auslöscht, was zuvor gewesen ... aber ich werde dir helfen, dich zu erinnern, dir unsere Verbindung wieder klarer zu machen. Sonst wirst du auf deiner Reise nicht weiter vorankommen, und das ist es doch, was wir alle wollten. Deshalb haben wir getan, was wir getan haben.“

Damals sprach Radu in Rätseln, doch nicht sehr lange.

Er kurierte das Fieber und brachte Lord Beswick im Anschluss daran in Kontakt mit seltenen Essenzen und Trancezuständen, in denen Henry Beswicks ohnehin schon immer lebhaftere Träume eine plastische Intensität erhielten, wie er sie niemals für möglich gehalten hatte.

Und in diesen Träumen entdeckte er nach einer Weile auch Radu, den er tatsächlich dort gekannt hatte ..., er hörte seine warme Stimme, und sie sprachen dort so vertraut miteinander wie im Hier und Jetzt des Jahres 1903. Und dies war keine Manipulation seines Geistes, wie Henry Beswick begreifen lernte, sondern in Wahrheit das Wachrufen alter Kenntnisse.

Der Vorleben.

Der Schock für Beswick war mächtig und paralysierend.

Er, der sich für einen standfesten Anglikaner gehalten hatte, stark an die Worte der Bibel glaubend und strikt überzeugt davon, dass nach dem finsternen Abgrund des Todes allenfalls entweder die himmlischen Gefilde der Seligen und Reinen oder aber das peinigende Fegefeuer warteten, worunter für die ganz verderbten Seelen die Hölle bis in alle Ewigkeit lauerte, er musste nun erkennen, dass sehr viel mehr Wahrheit an den indischen Mystikerlehren war.

Und dass dies zudem keine akademische, verschrobene oder esoterische Modetorheit aus dem fernen Osten darstellte, sondern die lautere Wahrheit. Und er selbst war Teil davon. Dies war Teil seines eigenen Lebens.

Das Leben stellte ein Rad dar, einen Kreislauf der Vollendung, in dem man emporstieg vom Ahnungslosen hin zum Weisen, vom schuldhaften und sündenbeladenen Wesen hinauf zu den veredelten Geschöpfen. Und jeder Kreislauf verlief von der Geburt bis zum Tod ... und begann alsbald von neuem. So stellte Henry Beswick atemlos fest, dass seine Seele in unterschiedlichen Zeitaltern bereits einmal gelebt hatte, und dass sie die Zeiten durchreiste, mal von diesem Körper Besitz ergriff, dann wieder von jenem ... aber nicht ohne Grund, nicht ohne Struktur.

„Das Ziel der Seelenreise“, stellte Radu einmal fest, mit tiefem Ernst in seiner Miene, „besteht in einer Veredelung, hinauf bis in das strahlende Licht, in dem letzten Endes alles, was das Ich ausmacht, verblasst und sich auflöst. Dies ist die Vollendung schlechthin ... aber ich gebe zu, es ist ein steiniger Weg voller Rückschläge, dorthin zu gelangen. Vieles behindert den Aufstieg, es gibt gar zu viele Ablenkungen auf dem Weg ins Licht.“

Henry Beswick hatte dies zu verstehen begonnen, je mehr er sich an seine Vorleben erinnern konnte.

Das Leben mit all seinen süßen Verlockungen war fürwahr in jeder Inkarnation eine Bedrohung für den Weg in die Vollkommenheit. Weil eine wiedergeborene Seele üblicherweise durch den Geburtsschock alles aus dem Vorleben gründlich vergaß, führte das dazu, dass solche nebensächlichen Dinge wie edle Abkunft und deren Privilegien, wie Vermögen, Wohlstand, erlesene Speisen, wunderbare Frauen und ihre Liebe, wenigstens aber die Lust, die ihre schönen Körper

versprochen, weiter Ruhm und Erfolg nur zu leicht dazu führten, dass man letzten Endes törichtem, kurzsichtigen Zielen nacheiferte, die der eigenen spirituellen Reifung im Wege standen.

Auf einmal schien es dann unendlich viel wichtiger zu sein, eine Vielzahl sinnlich berauscher Affären zu haben, Frauen und Männer beeindruckend zu können, es war unglaublich bedeutsam, erfolgreich im Beruf zu sein, im Sport zu glänzen, seinen weltlichen Lehrern, Vorgesetzten oder militärischen Befehlshabern zu gefallen, Mut, Tatkraft und Durchhaltewillen zu zeigen, nicht selten auf völlig törichtem Gebieten.

Für die Spiritualität lohnte das alles nicht, es war sogar kontraproduktiv.

„Viele Reisende durch die Zeit, die der Vollkommenheit der Seelen zustreben, stranden auf diese Weise in Regionen des Hier und Jetzt, in denen sie bisweilen jahrhundertlang auf der Stelle treten“, berichtete Radu offen und durchaus etwas betrübt. Er tat dies, als Henry Beswick nach Jahren der gemeinsamen Schulung weiter vorangeschritten war und er sich nun auch schon an einige seiner Leben – und damaligen Fehler – bis zurück zur Zeit der Schlacht von Azincourt im frühen 15. Jahrhundert erinnern konnte. Damals war er auf dem schlammigen Schlachtfeld in Frankreich gestorben, anno 1415, ein adeliger Franzose herrischen Gemüts, zuletzt halb unter seinem gestürzten Ross begraben, mit zertrümmerten Beinen, eingesperrt in seiner klobigen Rüstung... und er hauchte sein Leben aus unter den wütenden Schlägen britischer Holzhämmer, geführt von dreckigem, barfüßigem Gesindel ...

Eine entsetzliche Erinnerung, aus der er mit einem panischen Angstschrei damals emporschreckte, als sie ihn im Schlaf heimsuchte. Beswick war vollkommen durchgeschwitzt gewesen und hatte große Erleichterung verspürt, dass Radu nur ein Zimmer weiter seinen leichten Schlaf schlummerte und ihm Trost zusprechen und wieder beruhigen konnte.

In jener Nacht hatten sie dieses denkwürdige Gespräch geführt über das letztendliche Ziel der Seelenreise und über die Stolperfallen, die ihnen das Leben in den Weg warf, um den geraden Kurs zu beeinflussen.

„Und ... sag mir ... was kann man dagegen tun?“

Radu hatte gelächelt. Die Frage stellte Henry Beswick ihm vermutlich in jeder Inkarnation von neuem. „Du brauchst dafür einen Mentor, mein alter Freund. Jemanden, der dich schon lange kennt, dich auch in einer neuen Hülle sucht und an deiner Seite auftaucht, um dich wieder zu wecken, um dein spirituelles Selbst zu berühren und dir den Weg zu erhellen, den du zu gehen hast.“

„Dich!“

„Nun, bei aller Bescheidenheit – ich denke, so ist es.“

Seit jener Begegnung in der Türkei vor Jahren waren sie einander physisch nahe geblieben, beste Freunde. Er als der vermögende englische Lord und Spross einer reichen Familie des Landes, Radu als ein bescheidener persischer Arzt im nahen Ausland. Nach außen war dies eine

Zufallsbekanntschaft, die daheim in England natürlich mit einigem Befremden gesehen wurde ... aber Henry Beswick ließ sich nicht beirren. Und er bekämpfte auch energisch alle unanständigen Gerüchte, die aus dieser engen Freundschaft nach außen hin abstrahlten. Skandalöse Gerüchte, die hinter vorgehaltener Hand auszudrücken suchten, sie seien ... mehr als Freunde.

Das indes, was Radu und ihn in Wahrheit verband, das ging sehr viel tiefer als die skandalös vermutete fleischliche, gemeinsame Begierde, die völlig abwegig war. Sie waren vielmehr seit Jahrhunderten schon Freunde gewesen. Er erinnerte sich bald sehr gut Radus unverbrüchlicher Treue, als er als französischer Adelige Ende des 18. Jahrhunderts auf der Flucht vor den Revolutionären gewesen war. Damals trug Radu den Leib eines jüdischen Kleinkrämers und brachte seinen Gefährten außer Landes. Beswick wusste bald auch wieder von einem pffiffigen asiatischen Arzt an Bord eines Segelschiffs in der Karibik, dessen Matrose er ein Jahrhundert zuvor gewesen war. Damals rettete ihm Radu durch Amputation eines Beines das Leben.

Die Entdeckung dieser Vorleben war atemberaubend, Schwindel erregend, ließ sich mit keinem Abenteuer vergleichen, das man sonst in seinem kurzen Dasein – und mochte es auch noch so lange währen – durchstehen konnte. Ein Menschenleben war zu kurz für solche Erfahrungen.

Doch ihm und Radu standen die Jahrhunderte offen, vielleicht die Jahrtausende, und die gesamte Welt, alle Nationen und Kontinente bildeten die Bühne, auf der sie diesen Traum lebten, den Traum von der stetigen Veredelung des eigenen Seins bis hin zur Vollkommenheit.

Und ganz so, wie er selbst Namen, Nationalitäten und das Aussehen wechselte, so verhielt es sich schließlich auch bei Radu. Der heutige persische Eingeweihte in die Mysterien der Vergangenheit sagte, es käme nur höchst selten vor, dass eine Seele so sehr Einfluss auf ihren neuen Körper nehme, auf dass er zum Spiegelbild des Einst wurde.

„Das ist außerdem, wenn es sich ereignet, eine schwierige Angelegenheit, mein Freund“, pflegte er zu sagen, und in seinen schwarzen Augen funkelte dann immer ein seltsam trauriger Gefühlsfunke auf.

Das verwirrte den Lord anfangs nicht wenig. Er äußerte sein Unverständnis offen, weil ihm das wirklich ein Rätsel war. „Weshalb? Ich stelle mir das faszinierend vor. Und üblicherweise ist dieser Gedanke doch sehr vorherrschend in jenen Kreisen, die heutzutage an Seelenwanderung glauben ...“

„Ja, das ist nur zu wahr. Aber das zeigt nur, wie beschränkt sie sind, die Okkultisten von heute“, lautete Radus Verdikt, und er wirkte nicht im Mindesten amüsiert, sondern tiefernt. „In Wahrheit, Henry, heißt es, wenn eine Seele ihren neuen Leib nach dem alten formt, dann bedeutet dies, dass sie nicht loslassen kann. Dass sie sich an die physische Erscheinung klammert, an das, was sie verloren hat, an das Nebensächliche. Du bist weiter vorangeschritten als viele andere Seelen, doch du bist eine ausdrückliche Ausnahme, genauso wie ich. Mach dir das bitte bewusst! Solche

bedauernswerten Seelen, die ihre alten Leiber mehr lieben als den Gedanken der steten Höherentwicklung, sie verharren manchmal über Jahrhunderte in einem finsternen Zustand des Nicht-Existierens, den sie anderen Körpern vorziehen, die nicht ihren alten gleichen.“

Er hatte geseufzt, weil Beswicks Neugierde einfach nicht erlosch, und nur widerwillig mehr Worte gemacht. Später hatte der Adelige sein Insistieren bedauert, aber da war es natürlich für alles zu spät. „Wir Wissende nennen diesen Bereich den **Limbus** ... es ist ein grässlicher Ort, der ein wenig Ähnlichkeit hat mit der Vorstellung, die sich der griechische Dichter Homer vom Jenseits machte, dem Reich der verlorenen Seelen. Es würde mich nicht überraschen, wenn er gleich uns zu den Eingeweihten gezählt hätte und Kenntnis aus erster Hand in sein Werk verarbeitete. Lies die ‚Odyssee‘ und jene Stelle im elften Gesang, wo Odysseus von seinem Besuch im Totenreich erzählt ...“

Henry Beswick kannte diese Stelle nur zu gut. Die „Odyssee“ des Homer gehörte zur klassischen Literatur, die man auf englischen Schulen ebenso kennen lernte wie auch die „Ilias“. Und ja, er entsann sich fröstelnd der düsteren Worte der verschiedenen Heroen, die Odysseus dort ihr Leid in der grauen, tristen Wüstenei des Jenseits klagten, eines Bereiches des ewigen Zwielfichts, wo sie zu endlosem Vegetieren verurteilt waren. Wo ihr Name nichts mehr galt, ihr Ruhm, ihr Status, ihre Abkunft. Dort waren sie alle beieinander Gespenster, für alle Zeit, freudlos, glücklos, ewig zum Nichtsein verdammt und doch nie erlöschend.

Und so sah also der Limbus aus, das Reich jener Seelen, die dort, weil sie nicht bereit waren, einen Entwicklungsschritt weiter zu gehen, jahrhundertlang verharrten?

Eine trostlose Vorstellung ... mehr noch: ein zutiefst grässlicher Gedanke.

„Kann man denn diesen armen Seelen nicht helfen?“, wollte er damals mitfühlend wissen.

Diese Frage hätte er besser nicht gestellt. Denn so begegnete er letztlich und vielleicht unausweichlich seinem Schicksal ...

„Du denkst an das Gestern?“, riss ihn Rados sanfte Stimme nachdrücklich aus den tiefen Grübeleien.

Verwirrt und erschreckt fuhr Henry Beswick zusammen und hielt sich am Türrahmen fest. Er blinzelte und nickte unwillkürlich. Fürwahr, es war manchmal ein Fluch, zuviel über seine Vorleben zu wissen.

Er musste sich einfach vergewissern, wo er war.

An Bord der R.M.S. TITANIC, am 10. April 1912, auf dem Weg in die Vereinigten Staaten von Amerika ... auf der Flucht vor dem Fluch. Hoffnungsvoll, dass es ihnen gelingen würde, aber keineswegs gewiss.

„Ja ... entschuldige.“

„Es gibt nichts zu entschuldigen, mein Freund“, kam es generös wie immer von Radu zurück. Er kannte solche Zustände schon von früher her. Auf jeder ihrer gemeinsamen Reisen trat dieses Phänomen auf, wirklich jedes einzelne Mal. Und immer flammten die Vorleben in Henry auf, mal frühe, mal späte ... es war einfach, als öffneten sich in seiner Seele immerzu Kammern zu neuen Räumen voller Erinnerungen und Bilder. Und es fiel ihm von Mal zu Mal schwerer, sich auf die Gegenwart zu konzentrieren.

Henrys Mentor fuhr leise fort: „Ich denke, es ist gut, wenn wir nicht zu viel Zeit verlieren. Das Ritual muss vorbereitet werden.“

„Ja ... selbstverständlich ... aber würdest du dich vorher bitte noch darum kümmern, dass wir heute Mittag nicht im Speisesaal erwartet werden? Es wäre mir lieb, wenn wir möglichst wenig gestört würden.“

Radu nickte gelassen. Er war sogleich im Bilde. „Die hiesige Zeit verlangt nach solchen Etiketten, selbstverständlich. Wir wissen, wie flüchtig und unwichtig sie sind, aber es wäre töricht, Misstrauen heraufzubeschwören. Außerdem habe ich ja meinem Stand entsprechend zu handeln.“

„Und ich verspreche dir, sobald wir in Amerika sind, hört diese Scharade auf“, sagte Beswick entschieden. In diesem Augenblick fand er die Situation lächerlicher und unerträglicher denn je. „Du bist hundertmal weiser als ich, und es wäre wirklich sehr viel angebrachter, wenn ich als dein Diener fungierte denn umgekehrt!“

Der Perser lächelte nur vergnügt, ganz die gelassene Weisheit. Wie immer eben. „Du machst dir wieder zu viele Gedanken, die an diese bestehende Inkarnation geknüpft sind, mein alter Freund. Jede Hülle hat ihre eigenen Regeln, da ist das Gleichnis von der Raupe und dem Schmetterling ganz passend. Heute kannst du fliegen und ich nicht, im nächsten Leben kann das schon ganz anders sein. Lassen wir uns überraschen.“

Er wurde wieder ernst: „Aber um eins bitte ich dich dann doch: Ich kann dein Herz sehr gut verstehen, Henry, aber erinnere dich daran, was ich schon verschiedentlich zu dem Thema des Anklammerns gesagt habe. Du wirst dich von ihr für eine Weile lösen müssen, denn es sähe seltsam aus, wenn du beim Ablegen nicht draußen auf Deck wärst.“

„Ich nehme an, dies ist ein Befehl.“

„Ja, in der Tat. Ich werde in der Zwischenzeit über sie wachen und das Ritual vorbereiten ... das ist ganz in deinem eigenen Interesse. Vertrau mir. Und du weißt, dass ich das Ritual erst ausführen werde, wenn wir sicher auf See sind, vorher nicht. Vorher tu einfach, was ich sagte. Es dient deiner eigenen Seelenberuhigung, wie du weißt.“

Er brauchte nicht deutlicher zu werden. Radu missbilligte dies alles nach wie vor, aber sie hatten lange über all diese Dinge diskutiert, ohne zu einem klaren Konsens zu kommen. Nur wegen ihrer langen Freundschaft half Radu ihm. Aufgrund aller Erfahrungen, die sie geteilt hatten.

Auch wenn SIE zwischen ihnen stand ... Radu war weiterhin an seiner Weiterentwicklung von Herzen interessiert. Und Freunden tat man gelegentlich auch problematische Gefallen. Es gehörte zum Lernprozess ... und war schmerzhaft für alle Seiten.

Henry Beswick begriff dies einmal mehr. Er schloss einen Moment lang die Augen und seufzte schwer. Dann nickte er. „Ich verspreche es.“

So viele Jahrhunderte hatte er gewartet ... da kam es jetzt auf ein paar Stunden auch nicht mehr an, nicht wahr? Auch wenn jede Minute ein bittersüßer Verlust zu sein schien, weil es sich für ihn so anfühlte. Zugleich würde dies ja auch den Moment der Wahrheit ein wenig noch hinauszögern. Eventuell heilsam sein? Wer mochte das schon sagen können?

Nein, er würde nachher an Deck sein.

Radu hatte ganz Recht.

*

3) Ein Schicksalsruf

Southampton, England: Dienstag, 10. April 1912

Bald darauf mischte sich Lord Henry Beswick dann also, Radus Anordnung gehorchend, wunschgemäß unter die vielen neuen Passagiere, die sich gegen Mittag an der Reling der TITANIC drängelten, um dem Ablegemanöver zuzusehen und zu erleben, wie das gewaltige Metallschiff, das zahlreiche Stockwerke über den White-Star-Kai emporragte, sich in Bewegung setzte. Er kam sich vor, als habe er nicht ein Schiff bestiegen, sondern in Wahrheit einen mächtigen Turm erklommen.

Die moderne Zeit brachte atemberaubende Veränderungen hervor. Wenn er diesen Augenblick mit dem nicht minder erhebenden Moment verglich, als die Flotte des Magellan aus dem Heimathafen lossegelte, um die Reise zu den Philippinen auf dem noch hypothetischen Westweg anzutreten ... damals vor so vielen Jahrhunderten hatte er von der Reling als einfacher portugiesischer Seemann auf die zurückbleibenden Angehörigen am Kai im Hafen von San Lucar fast auf Augenhöhe schauen können.

Ach, es schien Henry Beswick, als läge dieser 20. September des Jahres 1519 nur einen Monat zurück.

Er schüttelte mühsam auch diese flüchtigen Gespinste des Vorlebens ab. Das musste mit seiner allumfassenden Erschöpfung zusammenhängen, dass er jetzt unablässig von den Nachtmahren der Vergangenheit heimgesucht wurde. Es war gesünder, sich auf den Augenblick zu konzentrieren.

Die Männer, Frauen und Kinder, die dicht an dicht die Reling der TITANIC säumten, waren wenigstens so aufgeregt wie er, und dieselbe Stimmung spiegelte sich in der unüberschaubaren Menschenmenge unten auf dem breiten Anleger.

Er konnte diese Regung nur zu gut verstehen – es war etwa so wie sein eigener Eindruck vor ewigen Zeiten, wenn er dabei zusah, wie die gigantischen Pharaonenstatuen in den Tempelhallen von Karnak aufgerichtet wurden. Niemand, der nicht dabei gewesen war, konnte sich vorstellen, dass Menschenhand so etwas vermochte ... und mit der jähren Bewegung dieses Kolosses, der nicht zu Unrecht „TITANIC“ getauft worden war, verhielt es sich ganz genauso. Es hatte in der Tat etwas Mirakulöses an sich, auf einmal eine solch gewaltige Metallmasse zu sehen, die sich in Bewegung setzte.

„... habe gehört, 72.000 Pferdestärken ...“

„... na, das ist sicher übertrieben. Hab’ noch nie von einem Schiff gehört, das so eine Antriebsstärke ...“

„... hey, ja, aber wir sind hier auf der TITANIC ...“

Wortfetzen von zwei jungen Männern, die ein Deck tiefer an der Reling standen und gen Backbord auf den Kai hinausschauten, wo Angehörige sich in Scharen versammelt hatte, kleine Zierschirme und Hüte schwenkten und den Reisenden Adieu sagten. Ein Hut wurde zu eifrig geschwenkt, entglitt den Händen und fiel zwischen der riesenhaften Schiffswand und dem Kai ins dunkle Wasser hinab.

Ohrenbetäubender Lärm der Schiffssirenen, die das Ablegemanöver ankündigten, brachte jählings jedes Gespräch zum Verstummen und viele der Passagiere erschrocken zusammenfahren. Es war solch ein Urwelton, wie ihn manche vielleicht mit den Posaunen des Jüngsten Gerichts assoziierten.

Beswick sah, wie die Leinen losgemacht wurden und sich der Schiffskoloss allmählich zu bewegen begann. Die TITANIC drehte allmählich vom Kai weg, an dem sie rückwärts vor Tagen rangiert worden war, um dann nach Steuerbord in den Test zu steuern, wie der Fluss hieß, an dem Southamptons Hafen errichtet worden war.

Erschwert wurde das Manöver, erkannte der Lord, durch die Tatsache, dass derzeit eine Reihe weiterer Schiffe in direkter Nähe lagen. Da musste man sehr vorsichtig navigieren.

Er begab sich auf die Steuerbordseite, um einen besseren Blick zu haben und entdeckte nun mit einiger Beunruhigung, dass zwei andere Dampfschiffe sehr nah an der TITANIC auf Reede lagen. Sie waren mit starken Tauen an den Kaianlagen festgemacht. Den Gesprächen ringsum war zu entnehmen, dass es sich hierbei um die **Oceanic** handelte, ein Schwesterschiff der TITANIC, und um den Dampfer **New York**, der mit seinen nur zwei Schornsteinen deutlich kleiner dimensioniert war. Indes, die Größe der TITANIC verzerrte natürlich die Dimensionen gehörig. Lord Beswick nahm an, dass die **New York**, hätte er auf ihrem Kai gestanden und zu ihrer Reling empor gesehen, zweifellos einen ähnlich imposanten Eindruck gemacht hätte wie jenes Schiff, auf dem er sich nun anschickte, den Hafen von Southampton zu verlassen.

Und während er noch schaute und die aufgeregte Passagiermenge betrachtete, die so ganz im Hier und Jetzt lebte und keinen Gedanken an das Morgen und das Jenseits oder die kommenden Inkarnationen vergeudeteten ... da geschah die Katastrophe.

Die starken Antriebsmaschinen der TITANIC hatten auf der Backbordseite zwischen dem Kai und der Bordwand durch das Ablegemanöver jählings eine enorme Menge Wasser im Hafenbecken verdrängt, das nun, als das gigantische Schiff den Kai verließ, in den Test zurückschwappte.

Bestürzt sah der Lord, wie der Dampfer **New York** geradewegs in die Höhe katapultiert wurde, als hebe ihn eine Titanenfaust aus Wasser himmelwärts empor. Mit lautem Knall begannen die Leinen zu zerreißen, die das Schiff an seinem Liegeplatz Nummer 38 fest in Position hielten. Und das inzwischen auf diese Weise losgerissene Heck der **New York** schwenkte jählings in langsamem Bogen auf die Bordwand der TITANIC zu.

Verhaltene Schreie klangen unter den Passagieren des Luxusliners auf, namentlich aus weiblichen Kehlen stammend.

Henry Beswick umklammerte schlagartig die hölzerne Reling, während alle Bilder seiner Vorleben sich in seiner Seele verflüchtigten und nur Furcht zurückließen. Ein einziger Gedanke beherrschte ihn, während Eiseskälte sein Herz umkrallte und er wie versteinert auf Deck stand, die weit aufgerissenen Augen auf das benachbarte Schiff gerichtet: ‚Der Fluch! Es ist der Fluch! Er will uns nicht ziehen lassen!‘

Er war zu keiner Wortäußerung fähig und sah, wie das Heck der **New York** näher und immer näher an die TITANIC heranglitt, scheinbar unaufhaltsam, dem Schwert des Henkers nicht unähnlich, das unerbittlich den Schicksalsfaden der fleischlichen Existenz kappte.

Ein kleines Schlepperschiff rauschte zwischen den beiden Schiffsgiganten entlang, das ursprünglich dazu gedient hatte, die TITANIC vom Kai wegzuschleppen. Doch nun ... gütiger Himmel ... es fiel zurück ...

Erregte, nervöse Stimmen unter den verstörten Beobachtern verlangten eifrig, der Schlepper solle sich zwischen die beiden Schiffe setzen und so die drohende Kollision verhindern ... aber Henry Beswick, dessen klarer Verstand nun mühsam zurückkehrte, während die Zeit sich zu Ewigkeiten zu dehnen schien, nahm an, dass es wohl eher durch die Wucht des Zusammenpralls zum Kentern gebracht werden würde, was die Katastrophe eher noch vergrößern musste.

Ah, und der kluge Kapitän des Schleppers schien das jetzt auch selbst zu erkennen. Er fiel nämlich mit Absicht nach Backbord ab und versuchte nun, Trossen am Heck der **New York** festzumachen, um die Scherbewegung zu bremsen ... der erste Versuch schlug fehl, aber der zweite gelang dann.

Dennoch war wohl nicht nur Lord Beswick in Schweiß gebadet, sondern auch zahlreiche andere Beobachter auf den Decks der TITANIC, die der Beinahekollision schockstarr zuschauten. Das

Deck der **New York** war in den letzten Minuten geradezu zum Greifen nah, und die dort zu sehenden Matrosen wirkten ähnlich verschreckt wie die Passagiere der R.M.S. TITANIC ...

Dann erst wirkten die Beharrungskräfte der Trosse des Schleppers, und der losgerissene Dampfer entfernte sich wieder von der TITANIC.¹

Henry Beswick hielt sich noch immer an der Reling fest. Seine Knie zitterten. Da das den wild durcheinander plappernden anderen Passagieren auf den Decks um ihn herum ganz ähnlich ging, fiel es nicht auf. Niemand hier konnte begreifen, was in diesem Augenblick tatsächlich geschehen war.

Dies war ein Schicksalsruf, eine Warnung.

Sie mussten hier wirklich fort, sie alle drei.

Der Adelige erinnerte sich an Radus sorgenvolle Worte, in so vielen ernsten Gesprächen auf der Reise nach Ägypten und erst recht im Anschluss daran vorgebracht, als der Erfolg eingetreten war. Daran, dass er mit seinem Wunsch die Ewigkeit selbst herausforderte ... aber Henry Beswick wusste auch, dass das Schicksal war. Er konnte nicht anders handeln.

Tamar würde es nicht wünschen.

Und er hatte es einst versprochen. Geschworen, um genau zu sein.

Versprechen zu halten, das gehörte zu seiner Ehre, und mochte sie tausendmal diesseitig sein. Die Freundschaft zwischen Radu und ihm war doch das beste Beispiel, dass manche Dinge zeitlos waren.

Freundschaft.

Vertrauen.

Schwüre.

Liebe.

„Ich habe es dir versprochen“, dachte er einmal mehr, fest entschlossen und die Zähne zusammenbeißend. Er war ein Mann von strikten Prinzipien, nicht allein in dieser Inkarnation. Das war immer schon so gewesen. „Ich halte, was ich schwöre!“

Als die TITANIC ohne weitere Zwischenfälle den Fluss in Richtung Meer hinab steuerte, begab sich der Lord wieder nach drinnen.

Das riesige Passagierschiff befand sich nun auf dem Weg nach Cherbourg, 67 Meilen südöstlich von hier gelegen. Dort gab es keine geeigneten Pieranlagen, es würde also auf Reede liegen, und Zubringerboote hatten dann Passagiere und leichtes Gepäck an Bord zu bringen.

¹ Das Drama der Beinahe-Kollision mit der NEW YORK am 10. April 1912 ist authentisch. Es ist überliefert, dass der Kapitän des Schleppers VULCAN, Kapitän Gale, später erklärte, dass die beiden Bordwände der TITANIC und der NEW YORK nur noch rund 4 Fuß, d. h. 1,30 Meter, voneinander entfernt waren. Vgl. dazu John P. Eaton & Charles A. Haas: „TITANIC. Triumph und Tragödie“, München 1997, S. 76.

Ursprünglich hatte er überlegt, selbst auch dort zuzusteigen ... aber gerade die Tatsache, dass er nicht direkt vom Kai an Bord gehen zu gehen vermochte und überwachen konnte, wie SIE eingeladen wurde, brachte ihn davon ab. Sie waren so lange getrennt gewesen ... nein, nicht noch einmal.

Nicht noch einmal!

*

4) Überfahrt und letzter Halt

Cherbourg, 10. April 1912 & Queenstown²; Irland, 11. April 1912

Der Zwischenfall mit der **New York** blieb der einzige, von dem Lord Beswick hörte. Er war aus verständlichen Gründen eine ganze Weile Bordgespräch, doch wandten sich die Diskussionen der Passagiere bald anderen Themen zu, etwa dem Schiff selbst und seiner luxuriösen Einrichtung. Während die Passagiere die Räume und Decks des gigantischen Schiffes erforschten, glitt die riesige TITANIC majestätisch wie ein mächtiger Eisberg von Menschenhand hinaus auf den Kanal, um dann Kurs auf ihr nächstes Ziel, den Hafen von Cherbourg, zu nehmen.

Als der Dampfer Cherbourg erreichte, war das Beinahe-Desaster mit der **New York** in den Köpfen der Reisenden schon wieder zu einer Nebensächlichkeits verblasst. Es war doch alles letzten Endes gut gegangen, nicht wahr? Kein Grund, sich zu sorgen. Die TITANIC würde jede Schwierigkeit meistern. In der Presse hieß es nicht umsonst, das Schiff sei unsinkbar. Die Macht, die dieses Schiff ernsthaft in Bedrängnis brachte, so der durchgehende Tenor der Passagiere, musste erst noch geschaffen werden.

Gott selbst, ließ Sir Bruce Ismay, der die Jungfernfahrt nach New York mitmachte, arrogant verlauten, Gott selbst könne dieses Schiff nicht versenken!

Einzig Henry Beswick betrachtete die Beinahe-Kollision als schlechtes Omen und machte sich weiterhin Sorgen. Doch da er darüber mit niemandem außer mit Radu sprach, blieb dies sein persönliches Geheimnis.

Der Rest der Reisenden verfolgte die Ankunft vor Cherbourg und den recht unspektakulären und kurzen Aufenthalt dort.

Dort stiegen knapp dreihundert weitere Passagiere an Bord. Der Aufenthalt des Schiffes dauerte nicht lange. Soweit Lord Beswick von den Matrosen erfahren konnte, weil er sich allmählich über jede Verzögerung beunruhigt zeigte, lag die TITANIC nicht optimal im Zeitplan. Das hatte mit

² Queenstown sucht man heute üblicherweise auf einer Karte Irlands unter diesem Namen vergebens. 1849 von seinem ursprünglichen Namen „Cove“ anlässlich des Besuchs von Queen Victoria in Queenstown umbenannt, erfolgte mit der Unabhängigkeit Irlands im Jahre 1922 die Neutaupe in den irischen Namen Cobh, unter dem die Stadt heute bekannt ist. Sie liegt im County Cork im Süden der Republik Irland und hat etwas mehr als 12000 Einwohner. Vgl. dazu den WIKIPEDIA-Eintrag „Cobh“, Stand vom 3. September 2014.

starkem Seegang zu tun, den man an Bord des gewaltigen Schiffes kaum spürte. Sie hätte um 16.30 Uhr in Cherbourg sein sollen, hatte aber erst um 18.30 Uhr Anker geworfen. Die Aufnahme der Passagiere ging darum sehr zügig vonstatten, und um 20 Uhr war die Einschiffung bereits wieder beendet. Dann lichtete der Dampfer die Anker und nahm Kurs auf den St.-George-Kanal.

Hier verlangsamte die TITANIC bei einem Feuerschiff und nahm einen Lotsen an Bord. Am kommenden Morgen, dem 11. April 1912, erreichte sie County Cork und warf zwei Seemeilen vor Queenstown an der irischen Küste Anker. Das flache Wasser und der enorme Tiefgang des Dampfers gestatteten es nicht, näher an Land zu ankern.

Die Nacht über hatte Lord Beswick nur mäßig gut geschlafen. Er träumte, wie zumeist in der letzten Zeit, von Vorleben, und zu seiner Beunruhigung von stürmischen Lebenszeiten.

Da war jene Existenz als Mönch auf Lindisfarne gewesen, als es nach dem Überfall durch die Nordmänner wieder aufgebaut wurde ... nur, um wenige Jahre später erneut überfallen zu werden. Damals fand Beswicks Vorexistenz, ein frommer katholischer Mönch namens Tengwell, etwa im Alter von 27 Jahren einen jähen, gewaltsamen Tod. Dieser erinnerte Todesfall schreckte ihn keuchend aus dem leichten Schlaf auf. Er trank etwas Wasser, weil seine Kehle jählings so trocken war, und legte sich dann erneut hin. Doch fand er wieder keine rechte Ruhe.

Nachdem er wieder einschlummerte, flammte in ihm die Erinnerung an sein kurzes Leben auf, das er als römischer Bauer geführt hatte, der etwa im 5. nachchristlichen Jahrhundert einem Angriff der Barbaren in der Poebene zum Opfer fiel, samt seiner schwangeren Frau und den beiden kleinen Kindern.

Beswick zweifelte daran, dass irgendjemand ihre Leiber einem würdigen Begräbnis zugeführt hatte. Wahrscheinlich waren ihre kalten, zerfallenden Körper von den Krähen bis auf die Knochen zerpickt worden.

Grässliche Zeiten.

Er fragte sich, als er schließlich, schweißnass und hellwach in seinem Bett liegend, am Morgen des 11. April merkte, wie das Schiff verlangsamte, warum er nur gerade zu dieser Zeit so entsetzliche Vorleben wieder so klar vor dem inneren Auge stehen sah.

Lag das wirklich nur daran, dass er gefrevelt hatte?

Denn fürwahr, genau das war es gewesen, was er getan hatte. Es ließ sich wirklich nicht umgehen. Nicht mehr, nachdem er wusste, was so lange finster in seinem Herzen und seiner verschütteten Seele geruht und geschlummert hatte. Nachdem diese entscheidende Reise in sein Vorleben durchlebt war, verdrängte der alte Wunsch alle anderen Ziele in seinem Leben so wirkungsvoll, wie Henry Beswick es immer für unmöglich gehalten hätte.

Die Liebe war ein unendlich starkes Band. Die alten Dichter wussten das.

Er schalt sich einen Kleingeist, dass er daran jemals gezweifelt hatte.

Und so beging er den Frevel und tat, was er tun musste.

Radu mahnte, dass er das Schicksal herausforderte.

Aber er hatte Tamar einfach in Sicherheit bringen müssen, es war unmöglich gewesen, das zu ändern. Versprechen für die Ewigkeit galten immer ... denn sie lebten nun einmal in einer Zeit, in der die alten Sitten und Werte nichts mehr galten. In denen Gräber der Würdigen rücksichtslos geöffnet und die mumifizierten, wehrlosen Leiber ihren Ruhestätten entnommen und im extremen Fall exhumiert wurden, um sie anschließend würdelos in den Museen zur Schau zu stellen.

Der bloße Gedanke, SIE in einem Museum zur Schau gestellt zu wissen, war jedenfalls entschieden mehr gewesen, als Henry Beswick jemals hätte ertragen können. Peinigend bis zur Grenze des Wahnsinns.

„Nun, das wäre zumindest besser gewesen, als es noch vor anderthalb Jahrhunderten üblich war ... damals, als Mumienpulver als ein Heilmittel für allerlei Gebrechen galt und man die Reste der Ehrwürdigen aus den Gräbern riss und zu Staub zermalmte, um sie als Medizin zu verhökern!“

Über derlei närrische Vorstellungen, die ihn anwiderten, hatte Henry Beswick immer nur den Kopf schütteln können. Die Menschen, die sich auf der einen Seite so fortschrittlich glaubten, konnten auf der anderen Seite solch ... ja ... archaische, animistische Vorstellungen hegen, dass man den Gedanken nicht völlig abzuschütteln imstande war, sie hätten den Verstand verloren.

Aber Wunderpulver und Heilwässerchen waren immer schon in Mode gewesen, sie wechselten nur permanent die Gestalt und die Verpackungen. Heute waren Arzneien aus Pflanzen sehr beliebt, in Asien schworen die vermeintlich Weisen nach wie vor auf die potenzsteigernde Wirkung zerstoßenen Elfenbeins oder Tigerzahns ... sie würden diese Tiere damit noch ausrotten. Und das zeigte ja wohl mehr als alles andere, dass die Menschen, die an derlei Dinge glaubten, beim besten Willen nicht vernünftig sein konnten. Sie kamen ihm immer wieder vor wie Personen, die die Treppe abrissen, auf der sie standen.

Er riss sich zusammen, wusch sich im Badezimmer in aller Eile. Dann kleidete er sich selbst an, da es sich natürlich nicht schickte, mit derlei subalternen Tätigkeiten den guten Radu zu behelligen, wiewohl er formell sein Diener war und in dieser Zeit und Welt derlei Dienste ihm oblagen. Nein, in diesem Punkt hielt sich Henry Beswick nicht an die Etikette des frühen 20. Jahrhunderts. Es gab Wichtigeres.

Er besuchte nun vielmehr sein kleines Heiligtum, wie er den Raum bei sich nannte. Den fensterlosen Gepäckraum ihrer Suite, in dem Tamars Sarkophag stand.

Radu hatte den Deckel der Kiste entfernt, damit man das inzwischen sauber polierte Antlitz der schönen Oberseite erkennen konnte.

Tamars Züge, selbst im Tode so voller Leben.

Zu bedauerlich, dass der Stein die lebendige Farbe ihrer rotgoldenen, exotischen Haare nicht wiedergeben konnte, und auch natürlich nicht das schelmische, geheimnisvolle Funkeln ihrer wunderbaren grünen Augen. Augen, die manchmal ganz glasig wurden und in die Ewigkeit hinaussahen. Die schönsten Augen der Welt, und jeder Blick in die steinerne Maske des Todes ließ Henry Beswicks Brust eng werden und ihn um Fassung ringen.

Ah, Tamar, Blume von Amarna, du wundervolles Wesen ... gesegnet seiest du unter den Sternen, den ewigen Begleitern des Schicksals. Gesegnet deine Stimme, dein helles Lachen, deine wundervollen Seufzer unter meinen Küssen ...

Henry Beswick schloss eine Sekunde lang die Augen, und es war ihm wieder, als stünde er gestern erst im Garten unter den Tamariskenbäumen nahe bei ihr, atmete wieder ihren warmen Duft der zarten, gesalbten Haut ein, tauschte verbotene Küsse mit ihr aus ...

Lag das tatsächlich schon Jahrtausende zurück?

Schwer zu glauben.

Rings um die Kiste und den Sarkophag standen zwei niedrige Klapptische, auf denen der weise Perser eine Reihe von Alabasterschalen aufgereiht hatte. Drei irdene Krüge standen am Fußende des Sarkophags, und der enge, fensterlose Raum duftete nach den gestern entzündeten Räucherkerzen, die längst abgebrannt waren, Weihrauchduft durchsetzte die Atmosphäre, und alles atmete den Hauch des Vorgestern.

Des Schicksals, davon war Henry Beswick fest überzeugt.

Er war anderer Ansicht als Radu.

Radu wusste zwar auch, dass sie beide dem Schicksal nicht unentwegt davonlaufen konnten, aber er hatte damals, als die entscheidende Erinnerung zutage trat, ebenfalls konstatiert, dass er diese Handlung als Rückschritt empfand.

„Du musst ihre **gegenwärtige** Seele finden, Henry. Es bringt dir nichts, ihre einstige Hülle zu retten ... das allein wird ihr auf Dauer nicht helfen.“

„Ich kann nicht zusehen, wie diese Forscher sie finden“, hatte er leidenschaftlich erwidert. „Du weißt, dass ich das nicht zulassen konnte! Sie ... ich ... wir sind wie ein Herz und eine Seele, wie ein Körper! Könntest du es zulassen, wie die stumpfsinnigen Metzger deinen eigenen Körper aufbrechen, um sich daran zu delectieren? Du weißt, dass du das nicht könntest! Niemand kann das!“

Radu war die Ruhe selbst, und welche Weisheit er ausstrahlte. Und wie peinigend waren doch seine Worte in jenem Moment, so unwillkommen. „Wahr, das weiß ich gut. Doch entsinne dich bitte ebenfalls meiner Worte, dass es ein Hemmnis auf dem Weg zu weiterem spirituellem Wachstum ist, wenn der Leib konserviert wird und das Bildnis für immer in Stein geschlagen ist. Die Alten mögen

das nicht gern hören, aber heutzutage sind wir hier tatsächlich ein gutes Stück Weges vorangeschritten. Von wenigen betrüblichen Ausnahmen natürlich abgesehen.“

Er hatte davon nichts hören wollen. Es war zu qualvoll. Zu wissen, dass die gesamte pharaonische Kultur mit ihrem dringenden Wunsch, den Toten ein dauerndes Andenken zu ermöglichen, damit gründlich verhindert hatte, dass jene Toten, die sich nun an ihre alte Existenz klammerten, spirituell weiter auf dem Pfad der Vervollkommnung voranschritten.

Ein peinigender Gedanke, weil er sich selbst ja an diese Zeit erinnerte. Weil er selbst diese Hemmschwelle überschritten hatte, wie auch immer. Doch Radu sagte selbst auch: sie beide waren ausdrücklich große Ausnahmen. Wo der Rest der solcherart gefesselten Seelen landete, daraus machte der Perser nie ein Geheimnis. Das war ja das Schreckliche daran. „Das ist nun schon Tausende von Jahren her, Radu! Sie kann ja wohl unmöglich immer noch im **Limbus** verharren! Das möchte ich nicht glauben!“

Aber das Argument zählte nicht.

Seelen unterlagen anderen Regeln als dem Wünschen und Wollen der Lebenden, das war immer schon so gewesen.

„Vor dem Ablegen aus Queenstown werde ich mit der Zeremonie nicht beginnen, Henry“, sagte nun eine sanfte Stimme hinter ihm und riss den grübelnden, traurig sinnierenden Lord einmal mehr zurück in die Gegenwart am Morgen des 11. April 1912. An Bord der R.M.S. TITANIC. „Ich schlage vor, du begibst dich lieber in Gesellschaft und genügst deinen sozialen Verpflichtungen.“

Der Adelige seufzte. Er wusste, dass Radu einen leichten Schlummer hatte. Natürlich war er gleich ihm ebenfalls aufgewacht. Und wie üblich hatte sein alter Freund Recht. Nutzlose Grübeleien oder Hadern mit dem Schicksal würde ihm das Leben nicht leichter machen.

„In Ordnung, alter Freund ... und du wachst über sie, wie bisher?“

„Das tue ich.“

Also ging Lord Henry Beswick III. nach seiner Rasur und ordentlich und salonfähig gekleidet an Deck, genoss den frühen Sonnenschein und sah hier, wie sich allmählich die irische Küste am Horizont abzeichnete.

Um 11.30 Uhr ankerte das Schiff, und nach einem wegen seines nur geringen Appetits sehr mäßig ausgefallenen Frühstück hielt sich der Adelige draußen auf und verfolgte nach der Ankerung, wie zwei Tender sich daran machten, eine größere Gruppe Passagiere der dritten Klasse und zudem einen schier endlos wirkenden Strom von Postsäcken umzuladen.

„Die arbeiten ja im Akkord“, meinte eine Dame in Weiß, die einige Meter von ihm entfernt an der Reling stand und gleich ihm dem Treiben der Matrosen zuschaute.

„Natürlich, meine Teuerste ... ich habe den Ersten Offizier vorhin gefragt, und er meinte, wir wollten Zeit aufholen, um nicht zu spät in Amerika anzukommen“, antwortete ihr Begleiter, ein

hagerer, verkniffen wirkender Mann, etwa Ende Vierzig, der aussah, als leide er an Magenbeschwerden. Er benahm sich auch einigermaßen besserwisserisch.

„Ed, ich glaube nicht, dass er dir die Wahrheit erzählt hat. Dieses Schiff kann doch sicherlich die Verspätung mit den starken Maschinen mühelos aufholen ...“

Das Paar wandte sich ab und ging in Richtung auf das Treppenhaus der ersten Klasse davon.

„... Eisgang ... in der Jahreszeit normal ...“

„... dummes Zeug ...“

Beswick seufzte leise. Er hoffte, dass die Dame mit ihrem letzten Kommentar, den er nur halb mitbekommen konnte, Recht behielt. Hoffentlich stellte es tatsächlich nur „dummes Zeug“ dar, dass es Eiswarnungen gab. Es war nun einmal April, und jeder, der den Atlantik im April überquerte, wusste darum, dass der April der Eismonat war. Unablässig wurden von Norden in diesen Wochen Trümmer des Pols gen Süden getrieben und behinderten die Schifffahrt.

Es gab zu dieser Zeit wirklich ständig Probleme mit Eis ... wenn auch, gottlob, weniger als noch vor fünfzig Jahren. Wenn damals ein Schiff spurlos im Atlantik zu dieser Jahreszeit verschwand, konnte man im Grunde genommen nur vermuten, ob es mit einem Eisberg zusammengestoßen war. Gewissheit erhielt man nur selten. Seit die Marconi-Apparate Hunderte und Tausende von Seemeilen überbrücken konnten, seit sich Schiffe einander Eiswarnungen zu schicken vermochten, sah die Situation wirklich besser aus. Durch die moderne Kommunikation schien die Welt tatsächlich kleiner zu werden. Für geschwindere Rettung in Unglücksfällen war das ausdrücklich von Vorteil.

Es wurde zwar von vielen Passagieren noch immer unentwegt das Mantra wiederholt, die TITANIC sei unsinkbar, aber das war nur ein frommes Märchen. Jedes stählerne Schiff konnte versenkt werden, und im Zweifelsfall war die See immer der Feind eines Seemannes und seiner anvertrauten Seelen. Die Seeleute wussten das genau. Kluge Matrosen fürchteten das Meer und seine unergründliche, gnadenlose Tiefe, seine grässlichen Launen.

Im Vergleich dazu waren die Passagiere hier an Bord nur flüchtige Zaungäste, kurz zu Gast und bald wieder auf dem festen Land, wo sie vor derlei Unbilden des Schicksals sicher sein konnten.

Er wurde unvermittelt aus seinen nutzlosen Grübeleien gerissen, als er ein paar drahtige Männer in Tweedjackets und mit klobigen Kameras auf Deck erscheinen sah, die gewiss keine Passagiere sein konnten – viel zu hektisch dafür ... du liebe Güte, waren das wohl irische Journalisten? Offensichtlich ja. Vermutlich sollten sie für ihre Tageszeitung, vielleicht für den Cork Examiner, der auch im Lesesaal der TITANIC auslag, Fotografien anfertigen. Für die morgige Ausgabe natürlich, die erst mit dem nächsten Postschiff die Vereinigten Staaten erreichen konnte. Deutlich später als die TITANIC.

Lord Beswick zog es angesichts dieses ungestümen Trubels vor, sich lieber unter Deck zurückzuziehen und abzuwarten, bis die hektische Horde wieder von Bord verschwunden war. Er musste nicht lange warten – bald nach dem Umladen der Passagiere und der Postsäcke lichtete die TITANIC dröhnend die Anker, und bald darauf hörte man das dumpfe Grollen der Maschinen tief unten im Schiffsrumpf, vernahm den röhrenden Klang des Dampfes aus den Ventilen, und dann nahm das gewaltige Schiff unverzüglich Kurs auf die offene See.

Henry Beswick gestattete es sich, ein wenig aufzuatmen.

Vielleicht waren sie nun in Sicherheit.

Er hoffte es sehr.

Aber die Furcht nagte weiter an seiner erschöpften Seele.

*

5) Erinnerung – Der Amarna-Fluch

Auf See: 12. April 1912

In den langen, ereignislosen Stunden des Nachmittags des 12. April 1912, während der große Dampfer zielstrebig hinauseilte in die blaugraue See, die sich bald bis in alle Endlosigkeit ringsum zu erstrecken schien, so dass die TITANIC ohne Ausgangspunkt und Zielort durchs blaue Nirgendwo zu treiben schien, während dieser Stunden schlug Radu seinem guten Freund vor, er solle sich doch am besten ein wenig niederlegen. Der Schlaf der vergangenen Nacht, er habe das deutlich gemerkt, sei nicht eben sehr erquickend gewesen, und er bedürfe sicherlich der Ruhe.

„Wie kann ich denn auch nur an Schlaf denken, wenn ich weiß ...?“, murmelte der Lord.

„Ich bereite das Ritual vor, Henry. Vorher wird sich nichts ändern, glaub mir. Also kannst du dich auch ein wenig dahindämmern lassen. Das wird deiner Seele gut tun, glaube mir.“

Er bereitete Henry Beswick einen beruhigenden Tee zu, der dann in der Tat geeignet war, seine Nerven zu besänftigen. Und bald bettete sich der Lord draußen auf der kleinen verglasten Veranda zur Steuerbordseite auf eine hölzerne Liege, um ein wenig die Augen zu schließen, eine Decke mit dem Emblem der White Star Line über seinen Leib gelegt.

Von drinnen zogen die aromatischen Kräuterdüfte zu ihm hinaus, die Radu verbrannte und die zur Zeremonie gehörten. Uralte, geheimnisvolle Mischungen, deren exakte Zusammensetzung Henry nicht kannte. Auch sie waren auf ihre Weise beruhigend.

Und während seine Muskeln sich entspannten, kehrte – unvermeidlich – die Erinnerung ein weiteres Mal zurück. Diesmal stieß er direkt auf den Kern der Dinge vor. Auf jenes tragische, bittersüße Rätsel, das ihn fortan die Seelenruhe kosten sollte.

Er wusste es noch ganz genau, wie eingebrannt in seine Seele schien dies alles.

Radu und er hielten sich im Frühsommer des Jahres 1906 in Süditalien auf und wanderten hier auf Radus Spuren durch die karge, von Landwirtschaft geprägte Umgebung kleiner, schlichter Dörfer, in denen sie beide einen ungewöhnlichen Anblick boten. Ausländer verirrten sich so gut wie nie hierher ins arme Hinterland, das selbst von der Regierung im fernen Rom vergessen wurde. Hier lebten beinahe nur noch alte Leute, die Jüngeren waren längst in die Großstädte oder an die Küste abgewandert, wo es Arbeit gab, wo das Leben pulsierte. In den Ortschaften des Hinterlandes zerfielen die alten Gehöfte und Gebäude nach und nach, wurden schon zu Lebzeiten ihrer Bewohner zu einer Art staubiger Antiquität.

Diese Ortschaften, deren Namen der Lord auf der gemeinsamen Reise bald vergaß, lagen weitab des Stroms der herrschaftlichen Touristen, die sich normalerweise mehr auf die alten Stätten der römischen Antike konzentrierten. Dort auch waren die Fotografen unterwegs, die die Touristenmassen mit unzähligen Bildern versorgten. Neuerdings waren sie sogar geschmacklos koloriert. Mit Kartoffelstärke, wenn er sich recht entsann.

Eine neumodische Torheit. Gewiss, es war recht interessant, zu sehen, wie die Künstler, die die Bilder färbten, sich bemühten, die naturnahen Farbtöne einzufangen ... aber zumeist, fand Henry wenigstens, muteten diese Bilder grell an ... wie moderne Malereien, die in der Presse nicht umsonst als vulgär verschrien waren. Da war es schon ganz angenehm, als ihm Radu den Vorschlag machte, dem Trubel der Küstenorte zu entrinnen und sich in das trockene, halbverlassene Hügelland im Landesinnern aufzumachen, wo sie wandern, Orte erkunden und entspannt philosophieren konnten. Das ging besser, wenn man nicht zu viele Menschen um sich herum hatte.

Doch in einem dieser kleinen Bauernnester stieß Lord Henry Beswick dann, völlig überraschend, auf einem kleinen Friedhof auf ein Grabmal, das ihn wie versteinert stehen bleiben ließ.

Es handelte sich ganz offenbar um einen schon seit längerem nicht mehr gepflegten Teil des Totenackers, eingefasst von hüfthohen Bruchsteinmauern und mit Efeu und anderen Pflanzen umrankt. Zwischen den verwitterten, alten Grabanlagen spross unter dem heißen Sonnenschein üppig blutroter Mohn, so wild und reichhaltig, wie Henry Beswick ihn noch nie gesehen hatte. Und irgendwie ... irgendwie dann doch.

Mitten in diesem Mohn erhob sich dann auch noch die kleine Pyramide.

Henry blieb stehen, als habe ihn der Blitz getroffen.

Radu bemerkte sein kreidebleiches Gesicht und seine flackernden Augen, und er lenkte ihn schnell zu einer steinernen Bank, damit er sich setzte. In diesem Moment war der Adelige aber schon ganz und gar in Trance abgesunken. Er nahm nichts um sich herum mehr wahr, und die Beine versagten ihm den Dienst, wie das immer in solchen Momenten der Fall war.

Normalerweise geschah das nicht am helllichten Tag, sondern nur unter gut kontrollierten Bedingungen während der Abendstunden. Radu pflegte dann im Vorfeld einen entspannenden Tee

zubereiten, gelegentlich ein wenig Pendelbewegung zu Hilfe zu nehmen, um die Trance zu verstärken, und anschließend führte er seinen Freund mit sanften Worten durch die Jahrhunderte zurück in frühere Existenzen. Dabei handelte es sich um Sicherheitsvorkehrungen, denn manche der Vorexistenzen waren grässlich gewalttätig gewesen und endeten unter entsetzlichen Qualen, die Henrys Leib dann mitunter wieder durchlitt. Seine Furcht vor der Rückführung war in den meisten Fällen äußerst berechtigt, und Vorkehrungen gegen gefährliche Schockmomente bildeten eine solide Basis, damit der Schock nicht eventuell schlimme Konsequenzen zeitigte.

Diesmal waren all diese Maßnahmen und Vorbereitungen nicht erforderlich.

Henry Beswick durchheilte die Jahrhunderte in dieser Sekunde so unerbittlich und gnadenlos wie niemals zuvor. Und er stieß tiefer vor als bei jeder vorherigen Sitzung, gleich dem Pfeil eines alten englischen Langbogens, unaufhaltsam ins Herz der Erinnerung hinein.

Er schlüpfte einfach so, als wäre es das Natürlichste auf der Welt, in einen seiner vormaligen Leiber, unendlich weit entfernt. Und er starrte aus dunklen Augen auf einen Garten hinter hohen, steinernen Mauern hinab, von einem Balkon unter brennender Sonne.

„Ihr solltet nicht hier sein“, meinte eine sanfte, ruhige Stimme hinter ihm.

Er ignorierte sie. Sie hatte hier und jetzt keine Substanz.

Wichtig war nur der Blick in den Garten voller prächtiger Mohnbeete ... die Heiler hatten sie angelegt, weil der Saft des Mohnes hilfreich war, um die Schmerzen zu betäuben. Auch allerlei Substanzen ließen sich durch die Ärzte und Mediker gewinnen, die den Schlaf zu vertiefen vermochten. Die Sinne betäuben, um die notwendigen Leiden zu ertragen, die der Sonnengott selbst ihnen auferlegt hatte, wenn sie im Hof der Sonne stundenlang seinen Glanz anbeteten, wie der Pharao es befahl ...

„Wirklich, mein Freund, dies ist kein Ort, an dem es sich schickt, jetzt zu sein“, kam wieder die Stimme seines Beraters, leise und störend.

Aber er umklammerte mit peinerfüllten Händen den steinernen Lauf der Brüstung des Balkons und starrte hinunter auf die Mohnfelder. Und auf die eine Person, die unnahbare, unerreichbare.

Er sah das Flammen ihres rotgoldenen Haares, das wie von Aton selbst in Brand gesteckt zu sein schien und doch niemals ausglühte. Es umfloss ein atemberaubend blasses, reines Frauenantlitz mit diesen wunderbaren grünen Augen, in denen zugleich solche unglaubliche Lebendigkeit nistete und derartige Seelenqual.

Ach, er wünschte sich so sehr, sie in irgendeiner Weise lindern zu können.

Doch ihm waren die Hände gebunden.

Sie gehörte dem Innersten des Tempels, niemand durfte sie berühren.

Niemand würde jemals die köstlichen Geheimnisse ihres Körpers genießen dürfen, niemand ihr die heilige Pflicht der Frau zeigen dürfen. Vielleicht würde ja diese verbotene, sinnliche Form der Annäherung diese Melancholie in ihren wunderschönen Katzenaugen verschwinden lassen.

Vielleicht aber, und das schien dann leider sehr viel realistischer zu sein, vielleicht ließ das Heiligen ihres Körpers durch die Zuwendung eines Mannes und damit das Ende ihrer Jungfräulichkeit den Blick durch die Zeit erlöschen.

Es hieß ja nicht umsonst, dass nur Jungfrauen mit besonderer Beziehung zum ewigen Sonnengott Aton selbst imstande dazu waren, die Zukunft zu schauen.

Der Pharao Echnaton³ höchstselbst, die Inkarnation der Sonne hier auf Erden, er hatte diesen Orakelworten größte Bedeutung zugemessen. Das bedeutete, dass jeder des Todes war, der hier in Amarna⁴ Hand an diese Frau legte.

Tamar, die Himmlische.

Ein Mädchen wie von den Göttern gesandt.

Die weitaus meisten Bewohner von Amarna fürchteten diese exotische junge Schönheit und versteinerten schon lange, ehe sie auch nur ihre Finger in sinnlichem Heißhunger nach ihr ausstrecken konnten, in Furcht und Hoffnungslosigkeit. Das Machtwort des Pharao hielt noch mehr Neugierige und Begierige von Tamar fort.

Doch er selbst, Mencheper, Vorsteher des Bauausschusses für die Gräberpflege in Amarna, er fürchtete sie nicht.

Er *begehrte* sie.

Seit er sie bei den Weiheumzügen zu Ehren des Einzigen Gottes Aton das erste Mal gesehen hatte, war er restlos für sie entflammt. Und nur ein Wunsch nistete in seinem brennenden Herzen.

Ihr zu zeigen, was sie ihm bedeutete.

Selbst wenn er sich dafür mit den Göttern selbst anlegen musste.

Er würde es tun.

Er würde alles für sie tun.

Er konnte diese schier unlöschbare Traurigkeit in ihren wunderschönen, so lebendigen Augen nicht ertragen. Ach, wie sehr wünschte er sich, die Last ihrer Seele gemeinsam mit ihr zu tragen ...

³ Eigentlich korrekt *Achenaten* („Es gefällt dem Aton“), aber aus Gründen der Bekanntheit des Namens E. wird in dieser Geschichte mit dem geläufigeren Namen gearbeitet. Vgl. zu den Details um Aton und Echnaton ansonsten Gerhard J. Bellinger: *Lexikon der Mythologie*, Eintrag Aton, Augsburg 1997, S. 57. Vgl. ebenfalls zu dem Thema den Eintrag *Amenophis IV.* von W. Helck im „*Lexikon der Alten Welt, A-G*“, Augsburg 1994, Sp. 136.

⁴ Der eigentliche klassische Name von Amarna lautet *Achet-Aton* („Horizont des Aton“) und bezieht sich auf das gesamte Siedlungsareal der Gründung des Amenophis IV., nachmalig Echnaton. Der Stadtname selbst lautete wahrscheinlich sogar *Per Aton* („Haus des Aton“). Vgl. dazu den WIKIPEDIA-Eintrag „Tell-el-Amarna“, Abrufdatum: 12. November 2014. Der Einfachheit halber wird die Stadt hier durchgängig mit Amarna wiedergegeben.

alles würde er ihr dafür schenken, selbst sein Leben, seine Seele, sein Seelenheil gar ... einfach alles ...

„Komm zurück, mein Freund“, wisperte eine ferne Stimme in sein Ohr, eine Stimme ohne Substanz, wie von einem Geist. Und doch ... und doch ... sie war so vertraut ...

„Komm zurück, mein Freund ... lasse los ...“

Der blitzartige Anflug der Vergangenheit wurde blasser, fahler, und der Mohngarten verlosch vor seinem inneren Auge. Allmählich verdunstete der so lebendige Eindruck, den er eben gehabt hatte, als sei es ein flüchtiger Nachtmahr ... doch darum handelte es sich definitiv nicht. Er wusste es ganz genau.

Lord Henry Beswick kam wieder zu sich, rücklings auf der Steinbank in dem verfallenen, verwitterten Friedhofsareal in diesem süditalienischen Dorf ausgestreckt, am ganzen Leibe zitternd. Eiskälte hatte ihn trotz des strahlenden Sonnenscheins erfasst, und sein Gesicht und sein Hemdkragen waren tränennass. Er hatte keine Vorstellung, wie viel Zeit verstrichen sein mochte, vielleicht nur Minuten. Es kam ihm wie eine Ewigkeit vor. Und sein Herz war so wund vor Verzweiflung ... dafür gab es keine Worte mehr.

„Radu ... oh Gott, Radu ... was ... was war das jetzt?“, brachte er mit wimmernder, dünner Stimme hervor. „Was bei allen Göttern ... bei dem einzigen Gott ...“

Er verstummte.

Radus braunes, rundes Gesicht sah traurig aus. In seinen Augen schimmerte Wissen, das er bislang nicht preisgegeben hatte.

„Nenne mir den einzigen Gott, den du gesehen hast.“

„Aton“, flüsterte Henry Beswick. Verstörung erfüllte seine Seele. Und doch gab es kein Zweifeln, kein Zögern. „Sein Name war Aton ...“

„Du warst dort.“

„Ich ... ich ... ja. Allmächtiger Himmel, ja!“

„Du kennst den Ort?“

Der Name stand so deutlich vor seinem inneren Auge, als sei er in Stein gemeißelt. „Amarna ... ich war ... in Amarna ... der Mohngarten ... und ... und ...“

Er sah das Mädchen wieder vor sich, als habe er es eben gerade erst aus dem Blick verloren – und ein wenig verhielt es sich ja auch ganz so –, ein wundervolles Mädchen wie Milch und von der Sonne bestrahltes Gold, mit rötlichem, rotblondem Haar, das ihr weich und in Wellen über die Schultern fiel, als sei sie das Zentrum eines präraffaelitischen Gemäldes.

Ein weißes, schmuckloses Gewand mit züchtigem Halsausschnitt und handgelenklangen Ärmeln, um die empfindliche Haut gegen die Sonnenglut zu schützen. Er wusste genau, dass sie sich nicht

lange in der prallen Sonne aufhalten konnte, ohne Probleme dabei zu haben. Das kam ihm vollkommen verständlich vor, denn immerhin war sie nicht ganz von dieser Welt.

Ihre grünen, wunderbaren Augen sahen in die Welt dazwischen, in das Reich der Geister, hinab in jene Gefilde, wo die Schicksalsfäden gewoben wurden. Dorthin womöglich, wohin Atons Glanz niemals fiel.

Das schickte sich nicht, ausgesprochen zu werden, nicht einmal nur angedeutet oder gedacht zu werden, denn der Pharao hatte dies zum Verbrechen erklärt. Er sei mit seiner Gemahlin das alleinige Zentrum des Kultus, alle Priester anderer Gottheiten, ob sie nun Amun hießen, Nut, Horus, Anubis, Thot und so weiter ... sie alle und ihre Priesterschaften galten als abgeschafft im Reich am Nil.

Es gab nur noch die lebensspendende Sonne, sonst nichts.

Und dadurch hatte sich der neue Regent, der seinen Namen Amenophis abgelegt hatte, um sich fortan Echnaton zu nennen und Aton allein auf den Thron der Götter zu heben und anbeten zu lassen, dadurch hatte er sich viele Feinde geschaffen. Schwache Feinde. Noch.

Henry Beswick blinzelte, und Furcht zeichnete sein Gesicht. Furcht und Nichtverstehen.

Dies war unzweifelhaft eine Erinnerung aus dem Vorleben, soviel stand für ihn jetzt fest ... aber sie war so ... so plötzlich über ihn gekommen wie ein Erdbeben, wie eine nicht angekündigte, schreckliche Vulkaneruption oder ein heftiger Sturm, der seine Fassung völlig davonfegte.

Es war so jäh aufgeflammt, zur Unzeit, unbegreiflich.

„Radu ... bitte sag mir ... was WAR das?“ Er packte die Hand seines persischen Mentors. Sah ihn brennenden Blickes an, verzweifelt Antworten suchend. „Sag es mir! Ich spüre, dass du mehr darüber weißt als ich ... mehr über mich ... und SIE!“

Radu sah immer noch traurig aus, aber nicht wirklich überrascht. Leider nicht. Und dieser Gesichtsausdruck verstörte den Lord auf eine ganz erstaunliche Weise.

Er wusste zweifellos mehr, als er bisher preisgegeben hatte.

„Nun gut“, sagte Radu schließlich und setzte sich vor der Bank auf den hellen, von trockenen Gräsern durchschossenen Kies des Weges. „Irgendwann kommt in jedem Leben der Moment, wo du zu diesem Punkt vorstößt, Henry. Also lass mich dir sagen, was du wissen musst. Und dann sei so gütig und höre dir meinen Rat an.“

„Immer, alter Freund!“

„Sei nicht so vorschnell, du könntest es bereuen.“

Das konnte sich Henry Beswick wirklich nicht vorstellen. Und doch sollte er überrascht werden, unschön überrascht.

Radu erläuterte ihm in dem folgenden Gespräch, mitten in dem stillen Friedhofsgarten, durchduftet vom Aroma des Mohns und umsummt von den gedankenlosen Insekten des Sommers,

die keine Sekunde an das Vorleben oder Nachleben vergeudet, was es mit seiner Vision auf sich hatte.

Im 14. Jahrhundert vor Christus, recht genau 3360 Jahre vor der Gegenwart, trug Henry Beswicks damalige Inkarnation den Namen **Mencheper**. Er war hochrangiges Mitglied der Verwaltungshierarchie der neu geschaffenen Stadt Amarna am Nil, der Residenz des Pharaos Amenophis IV., der den Reichsgott Amun abgeschafft hatte und die Kulte anderer Götter ebenfalls verfolgen ließ, um den einzigen neuen Reichsgott Aton, die lebendige Sonne, durchzusetzen.

Da ihm das Volk allerdings, das sehr stark dem alten Götterkult verhaftet blieb, in diesem Sinnen nur sehr widerwillig folgte und dem neuen Pharao starke Opposition erwuchs, gingen die Bauarbeiten an Amarna nur sehr schleppend voran. Mencheper erlangte darum einige Bedeutung und befehligte überwiegend ausländische Hilfskräfte, die den Bau der Stadt vorantrieben.

Aber im Herzen war Menchepers Wesen gespalten. Denn er hatte viele Jahre lang die alten Götter verehrt, von Kindesbeinen an ... doch jetzt stellte er sich willig in den Dienst des neuen, einzigen Gottes, um an Macht und Einfluss zu gewinnen. Seine Seele fühlte sich jedoch krank dabei an, und er war außerstande, das zu zeigen.

Bis er sie traf.

„Tamar“, murmelte Henry Beswick, der auf einmal ihren Namen wusste, als habe er ihn eben nicht viele Jahrhunderte lang vergessen und verschüttet.

„Tamar, ja“, gab Radu leise zu. „Damit begann das Verhängnis.“

„Verhängnis? Aber ... nein, nein, das stimmt nicht! Ich weiß es genau, Radu, ich liebte sie ...“

„Das war ja das Verhängnis. Und dies war erst der Anfang. Lass mich weiter berichten, du hast mir das alles so oft erzählt, dass ich die Geschichte in diesem Moment besser kenne als du selbst. Das ist keine Überheblichkeit, sondern die lautere Wahrheit.“

Und das stimmte tatsächlich.

Ja, Mencheper/Beswick erblickte die wunderschöne Priesterin Tamar bei einer der Prozessionen zu Ehren des Sonnengottes Aton, eine hinreißende, exotische Schönheit, so vollständig anders als die Ägypterinnen, eine blasse Gestalt, beinahe ein himmlisches Wesen, irgendwie ätherisch und nicht ganz von dieser Welt.

Sie stammte dem Vernehmen nach aus der Levante und war als kleines Kind mit ihren Eltern und Verwandten hierher gelangt. Inzwischen an die Schwelle des zweiten Lebensjahrzehnts gelangt, hätte sie eigentlich aufgrund ihrer atemberaubenden Schönheit längst vermählt sein müssen ... doch so verhielt es sich nicht.

Tamar begann mit Eintritt in ihre Frauenzeit, seltsame, fremdartige Träume zu träumen. Und alles, was sie dort träumte und sah, ereignete sich tatsächlich. Es war schnell offensichtlich, dass sie

im Traum den Himmlischen nahe war und darum nicht für ein fleischliches Dasein als Frau und Mutter bestimmt sein konnte. Vielmehr war es ihr vorherbestimmt, wie sie selbst es auch formulierte, ihre Seele den göttlichen Prinzipien zu weihen und den Menschen Rat zu spenden, allen zuvorderst dem Pharao.

So wurde sie von ihrer Familie getrennt und in einen separaten Tempel der Weissagung in Amarna gebracht, dessen Herzstück eng mit dem Kultus der Heiler zusammenarbeitete. Hier, wo traditionell immer schon mehr der Seele denn dem Fleische gedient wurde, fand Tamar ihren einsamen Platz, und ihre Offenbarungen gingen weiterhin stetig in Erfüllung. Zweimal im Jahr, bei der Aussaat und bei der Ernte, war ihr Platz dann in der feierlichen Prozession zu Ehren des Aton, ansonsten gab sie, wann immer die Macht des Gottes sie erfüllte, Prophezeiungen von sich, die dann, gefiltert und gedeutet durch die Priester, ans Ohr des Pharao gelangten und seine Politik leiteten.

Menchepers/Beswicks Verlangen und Verhängnis war nun ein doppeltes.

Zum einen hatte er sich in jene unberührbare, unerreichbare Frau verliebt, die niemand auf Erden besitzen durfte. Und zum anderen heuchelte er seinen Glauben an den einzigen Gott Aton und betete heimlich zu den alten, verbotenen Göttern.

Schlimmer noch: es gelang ihm sogar, Tamar heimlich in diesem wunderschönen Garten voller Tamarisken und Mohnfelder zu besuchen, und damit war die Katastrophe dann vollständig.

„Ich verstehe nicht ...“

„Ja, mein Freund, weil du mich nicht ausreden lässt. Aber lass dir bitte noch erklären, wie es weiterging“, insistierte Radu sanft. Dennoch klang er nicht vorwurfsvoll, sondern nur traurig. Diese Betrübnis seiner Seele verstand Henry Beswick erst anschließend besser. Und sie sollte von diesem Augenblick an schmerzhaft an seiner eigenen Seele zu nagen beginnen – wie jedes einzelne Mal auf dem Rad der Wiedergeburten, wenn er an diesen Punkt der Lebenserinnerung kam. „Natürlich warst du damals auf den ersten Blick selig und glücklich. Aber dieses Glück hielt nicht lange an.“

Tamar zeigte sich nicht im Mindesten überrascht, dass Mencheper sich ihr näherte, doch sagte sie traurig, sie habe sich gewünscht, sie hätten sich später getroffen, so dass mehr Zeit für sie bliebe ...

Er verstand nicht. Natürlich nicht. Er war verliebt und blind für alle Gefahren. Tamar war ihm hier deutlich voraus. Und ihrem Liebsten gegenüber konnte sie keine Geheimnisse bewahren, nicht solche von dieser Art.

Und so offenbarte sie ihm, dass es Visionen in ihrem Geist gebe, die sie bislang sorgsam vor der Außenwelt verborgen habe. Weil sie sich nicht schickten. Weil sie das göttliche Gleichgewicht ins Wanken brachten, wenn man sie offenbarte. Eine dieser Visionen zeigte das Ende des Sonnentraums. Die Rückkehr der Macht der alten Götter, die sich selbst gegen die Häresie des Pharaos auflehnen würden.

Aton hatte keine Zukunft.

„Glaube mir ... mit SEINEM Tod wird der Untergang kommen. Amarna wird dem Verfall preisgegeben und ein Raub des Sandes und der Schakale werden, die die Ruinen bevölkern“, sagte sie traurig und schrecklich sicher in ihrem Urteil. „Ist das nicht ein trübsinniger Gedanke, dass dies alles, wofür du dich verantwortlich fühlst, was du schaffen hilfst, in naher Zukunft unwiederbringlich dahin sein wird? Macht das nicht all unsere Arbeiten, all unser Hoffen und Sinnen nutzlos?“

Dies erklärte einen Teil ihrer tiefen Melancholie, doch nicht alles.

Mencheper behauptete, es sei doch begreiflich, dass Menschenwerk vergänglich sei, im Gegensatz zum Glanz des himmlischen Prinzips.

Sie korrigierte ihn dahingehend, dass darin selbstverständlich wie immer Wahrheit liege, dass aber der Schicksalsfaden manchmal unwiderruflich sehr zeitig abgetrennt werde, dies entschieden höhere Mächte, denen die Menschen ausgeliefert seien. Und weil dies so sei, wisse Tamar, dass ihr eigener Lebensfaden nun, da sie ihn getroffen habe, nicht mehr sehr lang sei. Das bedaure sie am meisten, denn sie habe sein Herz erspürt und seine Sehnsucht, und es sei doch auch ganz die ihre.

Es stellte keine große Überraschung dar, dass Tamar, wiewohl aus der Fremde stammend, an die göttlichen Prinzipien glaubte, die vor Echnatons Regentschaft am Nil in Geltung gewesen waren. Sie wusste, ihre Visionen waren nicht von Aton gesandt, dem Sonnengott, sondern von Amun, dem vorherigen, von Echnaton verbannten Gott. Und Amun und die Seinen hatten längst entschieden, dass das ketzerische Treiben in Amarna ein Ende finden werde, sobald Echnaton nicht mehr unter den Lebenden weilte.

„Echnaton starb, soweit wir heute wissen, etwa um das Jahr 1347 vor unserer Zeitrechnung“, sprach der persische Arzt seufzend. „Das war das Ende von Amarna, der Untergang des Aton-Kultes, und ganz wie Tamar es vorhergesehen hatte, fiel nun alles, was mit Aton in Zusammenhang stand, dem Verdikt der erstarkenden neuen Priester zum Opfer. Echnatons Name wurde aus den Annalen der pharaonischen Geschichtsschreibung getilgt, spätere Regenten usurpierten seine Bauwerke, und Theben blühte von neuem auf, während Amarna ... wie vorhergesagt ... ein Raub der Wüste und der Verwahrlosung wurde. Es schien beinahe so, als habe es Amarna niemals gegeben.“

„Ja, aber ... was war mit Tamar? Was geschah mit mir? Warum habe ich das nicht gesehen?“ Henry Beswick fühlte die quälende Wahrheit in Radus Worten und wurde von immer stärkerer Unruhe geplagt. Es war inzwischen offensichtlich, dass die Sonnenglut, der starke Mohnwuchs im Friedhofsgebiet und die völlig unerwartet hier als Grabmal errichtete kleine Pyramide seine Seele geradewegs in die Zeit des alten Amarna zurückgeschleudert hatten.

Aber das war doch noch nicht alles!

Das war tatsächlich nicht alles.

Radu erzählte ihm auch den Rest.

Aufgrund der äußeren Umstände außerstande dazu, die fleischliche Liebe mit seiner wunderbaren Tamar zu vollziehen, vielmehr immerzu nur bei Küssen und Umarmungen verharrend, wann sich denn die Gelegenheit dazu fand, was selten genug geschah, bemühte sich der Architekt und Aufseher Mencheper, seiner geliebten Tamar nach besten Kräften nahe zu sein.

Er richtete sogar im Zuge seiner Bautätigkeit im Gräberareal von Amarna eine Felsengruft ein, die er eigentlich für sich selbst vorgesehen hatte. Dort in den östlichen Bergen bei den Gräbern der Edlen ließ er von verschwiegenen, ausländischen Arbeitern eine separate Nebenkammer erschaffen, nur hastig aus dem Fels hauen, ohne sie sonderlich aufwändig mit Schmuck zu bedenken. Dies sollte dann später, seinem Wunsch zufolge, der geheime Ort für den Gottesdienst an den alten Göttern sein – zu diesem Behuf verschaffte er sich auf selbstverständlich verbotenen Wegen Wächterfiguren des Anubis, die diesem Ort seinen Schutz bieten sollten.

Denn ihm war klar: wenn Aton nicht mehr lange die strahlende Gottheit sein würde, war es nur klug, sich des göttlichen Beistandes der alten, ewigen Götter zu versichern. Vielleicht mochten sie ja auch imstande sein, jenen kurzen Lebensfaden seiner geliebten Tamar um ein paar kostbare Jahre zu verlängern, bis er ihr seine fleischliche Liebe erwiesen hatte und sie womöglich selige Mutter eines gemeinsamen Kindes werden konnte.

Außerdem hatte Mencheper diese Seitengruft als Ort vorgesehen, wo er dereinst seine geliebte Tamar zur letzten Ruhe betten würde. Denn sie hatte vorhergesehen, dass sie vor ihm dahinsiechen werde, und nichts vermochte ihre Traurigkeit und Gewissheit in diesem Punkt zu entkräften. Es sei ihr nicht gegeben, in diesem Lauf des Daseins seine Gemahlin werden zu können. Sie sei allein den Jenseitigen versprochen, deren Botschaften sie im Hier und Jetzt verkünden konnte.

Schrecklich genug, der Fluch, der Amarna traf, raffte dann auch gerade sie als erstes Opfer dahin. Als Mencheper davon erfuhr, dass es mit der schönen Tamar ganz unvermittelt, noch ehe sie ihren 25. Jahrestag auf dieser Welt begangen hatte, zu Ende ging und sie jäh dahinwelkte, da eilte er ohne Rücksicht auf umständliche Tarnung an ihr Lager und fand sie schon fast ganz jenseits aller Hoffnung.

Ach, wie sehr flossen seine Tränen, er konnte sie nicht zurückhalten, unmöglich!

Und als es mit ihr zu Ende ging, da kniete Mencheper an ihrem Sterbelager, und er versprach ihr unter Tränen, er werde bis in alle Ewigkeit darüber wachen, dass ihr nichts geschehen könne. Weder Menschen noch Götter würden ihr jemals wieder Schaden zufügen können.

„Das meinst du ernst, Geliebter?“, flüsterte sie noch matt.

„Es war mir niemals ernster! Bei den alten Göttern, ich werde über dich wachen, hier und jetzt und immerdar. Und wie du auch künftig aussehen magst, wenn deine Seele von ihrer Wanderung gleich der Sonne auf unsere Fluren zurückkehrt ... ich werde dich gewiss wieder finden!“

Denn dies war eine geheime Weisheit, die Tamar allein ihm berichtet hatte und die im Widerspruch zu allem stand, was der Kultus üblicherweise berichtete. Nicht in einem Jenseits gleich der Lebenswelt des Volkes hier auf Erden bestehe für alle Zeiten das künftige Sein der Seelen. Vielmehr schwor sie bei den alten Göttern, es sehe so aus, dass die Seelen mehr der Sonnenbarke des Amun glichen: tagsüber wandelten sie im hellen Licht der Sonne und der Gestirne, das sei die Zeit ihres Lebens. Doch nach dem Tode durchquerten sie die dunkle Welt des Vergessens ... und kehrten dann – ganz wie die Sonne, die nachts die Unterwelt bereiste – , ans Licht des Tages zurück.

Sie lebten dann ein neues Leben, gingen wieder aus dem Schoß einer liebenden Mutter hervor und wüchsen heran, um ein weiteres Mal den Kreislauf des Lebens und Sterbens zu vollziehen. Ein wenig hatte Tamar das mit der Drehung des Spinnrades verglichen, und es oblag allein den Göttern, ihm Schwung zu verleihen. Doch soweit, in den dunklen Pfad der neuen Existenz, reichte ihr Blick nicht. Sie sei eben, bei allen ungewöhnlichen Begabungen, nur ein Mensch, ein schwaches Weib, und ihre Augen matt in diesen fremden Gefilden.

Dennoch: dies sehe sie als den Keim der Hoffnung – in diesem Dasein in Amarna seien sie beide nicht füreinander bestimmt, das hätten die Götter so gefügt ... aber in dem nächsten Dasein ... vielleicht sei es dann anders. Die Bilder darüber waren dunkel und unklar, Tamar vermochte sie nicht zu entdecken. Zu fern war jene Zeit, vielleicht würde sie dann in einem fremden Land geboren werden, einen anderen Namen tragen ...

So versprach Mencheper, ihren unglaublichen Worten Vertrauen schenkend, sie zu suchen.

„Ich werde immer so aussehen wie jetzt, Geliebter“, schwor die schöne Tamar ihm – und ging dann für immer aus dieser Welt, tat ihren letzten Atemzug, und Menchepers Liebe starb zu einem Teil mit ihrem schönen Wesen.

Er weinte bitterlich danach.

Und beging das nächste Verbrechen.

Denn er brachte bald darauf heimlich ihren Leichnam in Sicherheit und ließ ihn nach den alten, verbotenen Riten balsamieren und in einen eilig geschaffenen Sarkophag betten, um ihn dann anschließend in der Nebenkammer seines künftigen Grabes zu bestatten. Da er für den Bau der Hauptkammer zuständig war, erwies es sich als relativ einfach, diese Kammer zu verbergen und Tamars Körper so für die Zeiten den Augen der Welt zu entziehen.

Was er geschworen hatte, das hielt Mencheper.

Niemand würde Tamars Ruhe stören.

Sie war wie vom Antlitz der Welt verschwunden und schlief den ewigen Schlaf.

Und der Fluch der Götter traf Amarna und tilgte den Glanz Atons.

Er löschte direkt nach Pharao Echnatons Tod wenige Jahre später die Pracht von Amarna aus. Die Menschen flohen die Stätte des Sonnengottes, dessen wütende Glut hier die Pflanzen austrocknen ließ, nachdem die Bewässerungsanlagen nicht mehr instand gehalten wurden. Sanddünen wuchsen in den Straßen und Gärten an, und Amarna versank im Staub der Zeit.

Ebenso wie die Erinnerung an Tamar und Mencheper, beide längst gestorben und vom Antlitz der Welt getilgt.

„Aber ... das war nicht alles?“, flüsterte Henry Beswick bestürzt und beklommen.

„Nein, Henry, das war nicht alles.“

Radu seufzte. „Du hattest einen Schwur getan, geschworen bei den alten Göttern. Und die Götter verlangten üblicherweise regelmäßige Opfer und Gedenkfeiern. Diese Riten konntest du nicht vollziehen, solange der Pharao Echnaton noch am Leben war. Und da du bald nach seinem Tod in Ungnade fielest und dann in die nubische Wüste verbannt wurdest, warst du bis zu deinem baldigen Ende außerstande, für Tamars Seelenheil zu beten.“

Henry Beswick schwieg entsetzt. Er ahnte Schlimmes.

Er behielt Recht.

Die alten Götter waren nachtragend. Sie wachten über die Ruinen von Amarna, sie wachten über Tamars Leichnam, und sie waren es auch, die in Menchepers Seele einen erheblichen Teil der Erinnerung tilgten, auf dass jeder Frevel künftighin unterbunden wäre.

Jahrhundertlang gelang dies gut.

Die kommenden Pharaonendynastien vollzogen den Willen der alten Götter. Sie trugen die Tempel und Paläste Amarnas ab, verwendeten ihre Mauern als Bauschutt und ließen die Erinnerung an den Ketzerpharao dahinschwinden. Die Gräber wurden ausgeplündert, allein über Tamars geheimes Grab legten die Himmlischen schützend ihre Hände, denn hier galten die Regeln ihres Kultus, wenigstens zu einem Teil.

Viele Jahrhunderte stöhnte Ägypten dann unter der Fremdherrschaft anderer Völker. Die Griechen errichteten ihre Herrschaft, wurden von den Römern abgelöst, schließlich von den muslimischen Herren des Osmanischen Reiches. Tausend Jahre vergingen, zweitausend. Kreuzfahrerheere bewegten sich durch die Ruinen, neugierige Händler betrachteten die rätselhaften Zeichen der Hieroglyphen, die niemand mehr verstehen konnte.

Die Namen der ägyptischen Herrscher waren vergessen, die ägyptischen Götter schlummerten in der Nacht der Vergessenheit, der Kultus war erstorben. Die Pyramiden von Gizeh wurden von arglosen Geistern für Kornspeicher der Antike gehalten. Die Osmanen versuchten sie aufzusprengen, um an ihre vermuteten, geheimen Schätze zu gelangen.

Doch die Pyramiden waren allesamt schon seit sehr langer Zeit geplündert. Die alten, eingeweihten ägyptischen Bauern kannten sich aus in der Praxis der Grabräuberei, die alten Götter galten ihnen nichts, und der einst von ehrfürchtigen, gottesgläubigen Männern angefertigte, kostbare Schmuck wurde nun als reine Tauschware oder sogar als reines Metall einer profaneren Verwendung zugeführt.

Im Jahre 1799 besuchte ein französischer Feldherr, der sich anschließend Kaiser der Franzosen nennen sollte, das alte Ägypten und bewunderte die prächtigen, uralten Tempelgebäude und Grabstätten. Fasziniert von dem vollkommenen Mysterium der fremdartigen Schrift beauftragte er eine große Kommission von Wissenschaftlern damit, all diese Ruinenstätten zu erforschen. Und dabei gelangte er durchaus, wenn auch nur flüchtig, bis zur antiken Stätte von Amarna.

Die Bedeutung dieses Ortes erkannte Napoleon Bonaparte naturgemäß nicht. Echnaton war ein unbekannter Name, alle Pharaonennamen waren dem Vergessen anheim gefallen, und so verhielt es sich natürlich auch mit Amarna. Amarna war einfach eine von unzähligen, alten Ruinenstädten des ägyptischen Reiches, nicht einmal eine sehr imposante, wie man gestehen musste ... und ganz so wie eine der zahllosen anderen Ruinenstätten wurde sie denn auch behandelt.

Erst im Jahre 1824 entdeckte dann ein Mann namens John Gardner Wilkins die Felsengräber an der Ostseite von Amarna und führte eine flüchtige Untersuchung durch. Doch alle Gräber waren schon seit langem geplündert.

Amarna versank ein weiteres Mal in der Bedeutungslosigkeit.

Es war viel interessanter, sich um das Tal der Könige zu kümmern oder die gewaltigen Säulennalleen von Luxor und Theben zu bestaunen, in das Innere der Pyramiden von Gizeh vorzustößen und dergleichen. Amarna hatte den Forschern, die zu dieser Zeit auf Sensationen aus waren, nicht viel zu bieten.

Anno 1843 durchreiste der Deutsche Karl Richard Lepsius Ägypten und machte einen kurzen Halt auch in Amarna, wo er Skizzen und Gipsabgüsse anfertigte.

Doch erst nach der Entschlüsselung der Hieroglyphen und mit dem Fund des Tontafelarchivs vom Tell-el-Amarna, also Echnatons diplomatischer Korrespondenz, die wundersamerweise erhalten geblieben war, erwachte das ernsthafte wissenschaftliche Interesse an dieser versunkenen Stadt des zweiten Jahrtausends vor Beginn der christlichen Zeitrechnung. Zu sehr erinnerte der monotheistische – wenn auch kurzzeitige – Glaube an den Sonnengott Aton die Forscher an die alten monotheistischen Religionen des Judentums und des Christentums. Da die heiligen Schriften dieser Religionen auch immer zu einem Teil Bezug auf das pharaonische Ägypten besaßen, lag es einfach nahe, vielleicht im Aton-Kult des Pharaos Echnaton ein Vorbild dafür zu vermuten.

Es musste nur besser erforscht werden. Die Entzifferung des Tontafelarchivs würde Jahrzehnte dauern ... und vielleicht mochte es dort noch ganz andere Wissensschätze geben.

So kehrte die alte Residenz des Echnaton ins Bewusstsein zurück, und diesmal richteten die Forscher vieler Länder ihre neugierigen Blicke dorthin.

„Das alles hat mich nie interessiert“, gestand Henry Beswick kleinlaut. Radu war im Vergleich zu ihm exzellent informiert.

„Natürlich nicht, mein Freund“, stimmte Radu ihm zu. Seine Stimme enthielt nicht den mindesten Vorwurf. Er war so ein gütiger, weiser Freund! „Du warst in anderen Ländern unterwegs in neuen Leibern, mit neuer Sprache, anderen Freunden und ganz anders gearteten Interessen. Wieso solltest du dich für bröckelnde Paläste im Wüstensand interessieren, zumal dann, wenn du immer auf der Suche nach neuen Ufern warst?“

„Aber ... du sagtest, es sei in jedem Leben der Moment gekommen, da ich mich erinnerte ...“

„Das stimmt“, sagte der persische Arzt freundlich. „Und es war mein Glück, dass ich dann stets deine neue Inkarnation schon entdeckt hatte und sie leiten konnte. Manchmal war es sehr anstrengend ... aber die Liebe zu Tamar kam unausweichlich immer wieder zum Vorschein. In jedem einzelnen deiner Leben.“

„Aber unternahm ich denn dann keine Versuche, dorthin zurückzukehren?“ Das verstand er nicht.

„Nein. Und das war auch völlig begreiflich. Schau, im späten elften Jahrhundert, als du bei der Erstürmung von Jerusalem dabei warst, befandest du dich schon recht nahe an deiner ursprünglichen Wirkungsstätte ... du hast diese Erinnerung noch nicht wieder gefunden, denk jetzt also nicht weiter darüber nach, Henry. Das ist heute nicht wichtig.“ Er hielt einen Moment lang inne und fuhr dann fort: „Deine Gedanken an Tamar kamen damals erst zutage, als du dann in Rom auf der Rückreise Halt machtest und einen der Obelisken zu Gesicht bekamst ... eine unschöne Szene, mein Freund. Man dachte, du seiest von einem Dämon besessen, weil du auf einmal mit einer fremden Zunge sprachst...“

„Altägyptisch, möchte ich vermuten“, murmelte Beswick schauernd.

„Ja. Glücklicherweise konnte ich als dein Beichtvater Zugang zu dir gelangen und dir zeigen, was wirklich geschehen war... und dann fragtest du mich, wer denn heute in Amarna lebe und ob ihr Grab entdeckt worden sei ... diese Dinge.“

Henrys Augen waren weit aufgerissen, und er verstand das so gut. Wie musste er den armen Radu damals mit solchen Dingen gequält haben. Wie wenig konnte die Umwelt davon begreifen! Er hätte ohne Frage auf dem Scheiterhaufen enden oder des Verstandes verlustig gehen können. „Oh, das kann ich mir gut denken!“

„Und ich versicherte dir, dass die einzigen Herrscher in Amarna auch heute noch der heulende Wüstenwind, die heiße, zornige Sonnenglut des vergessenen Gottes Aton und die beharrliche, ruhige Wacht der alten Götter sei. Amarna war damals vergessen, das Grab sicher und unberührt.“

Und so beruhigte Radu in den kommenden Jahrhunderten und den nächsten Inkarnationen Henry Beswicks Besorgnis, die unausweichlich mit jedem neuen Leben irgendwann aufflammte.

So ging es jedes einzelne Mal.

Radu hielt ihn von Ägypten fern.

Fern von Amarna, der verfluchten Stätte.

Bis zu diesem Tag im Sommer des Jahres 1906.

Denn als sie beide nach ihrer Wanderung durch das süditalienische Hinterland wenig später an die Küste zurückkehrten und nach England heimreisten, da entnahm Henry Beswick der Presse, dass der Archäologe Norman de Garis Davies in Ägypten forschte – mit dem Schwerpunkt der Felsengräber von Amarna in den östlichen Bergen nahe der Ruinenstadt.⁵

Genau dort, wo sein und Tamars Grab lag!

Er geriet außer sich. Diesmal um die Vergangenheit des Amarna-Fluches und seiner inbrünstigen, die Jahrhunderte überstehenden Liebe zur Priesterin Tamar wissend, entbrannte Henry Beswicks Seele in neuer Sorge. Es war vermutlich ganz unvermeidbar.

„Solange die alten Götter den Schutz des Grabes gewährleisteten, Freund Henry“, versicherte Radu ihm ein ums andere Mal, „solange wird niemand das Grab entdecken. Vertrau mir. Tamar ist sicher.“

Es fiel dem englischen Lord schwer, aber er beherrschte sich mühsam.

Und in der Tat fand Davies Tamars Grabstätte nicht. Auch wenn ihr dieser Forscher näher kam als jeder andere zuvor.

Henry Beswicks Unruhe nahm gleichwohl ganz notwendig zu. Nervosität nagte an seiner Seele, unauslöschliche Nervosität. Denn es herrschten bekanntlich andere Zeiten als in früheren Jahrhunderten. Die Wissbegierde der Menschen hatte zugenommen. Die modernen Mittel der Reproduktion, der Buchkultur, der Presse ... sie alle hungerten nach dem Faszinosum der Vergangenheit. Gerade die mystische Hochzeit des alten Ägypten zog die Menschen auf beunruhigende Weise immer wieder an. Ausgräber fanden Mumienverstecke, legten Pyramidenreste frei, wühlten sich tiefer und immer tiefer in die Zeit der alten Gottherrscher des Oberen und Unteren Reiches voran.

War es wirklich so abwegig, zu fürchten, dass sie diesmal das uralte Geheimnis entdecken könnten? Er vermochte sich selbst davon nicht zu überzeugen.

Als Henry sie nicht mehr ertrug, diese quälende Ungewissheit, da drängte er schließlich Radu im Herbst des Jahres 1910 dazu, doch die Wasser des Wissens zu befragen und gezielt nach Tamars Schicksal Ausschau zu halten. Also etwas zu tun, was Radu bisher immer strikt abgewiesen hatte.

⁵ Vgl. hierzu bei Interesse Norman de Garis Davies: „*The Rock-cut Tombs of El Amarna*“, 6 Bde., veröffentlicht ab 1903.

Diesmal kam er Henrys glühendem Wunsch endlich nach. Und leider war er dieses Mal nicht imstande, wie in jeder früheren Inkarnation, Entwarnung zu signalisieren. Vielmehr erschien tatsächlich der düstere Schatten der Bestimmung.

Ja, die Zeichen standen auf Entdeckung.

Entdeckung in der nahen Zukunft.

Die Gruft würde erbrochen werden, Tamars Leichnam, der Tausende von Jahren ruhig und unangetastet geruht hatte, würde erneut ans Tageslicht gelangen ... es sei denn, man kam diesem Treiben zuvor. Aber er weigerte sich strikt, bei diesem Vorhaben mitzuhelfen.

Im Frühjahr 1911 machte dann die Nachricht die Runde durch die Zeitungsspalten, dass unter der Leitung von Dr. Ludwig Borchardt eine Grabungskampagne der Deutschen Orient-Gesellschaft in Amarna beginnen würde, sie war auf mehrere Jahre angelegt. Und sie sollte diesmal deutlich gründlicher sein als alle vorherigen Grabungen.

Henry Beswick fürchtete mit Recht die deutsche Gründlichkeit.

Er begriff endgültig, dass er dringend einschreiten musste.

Er *musste* seinen Schwur halten.

Tamar durfte nicht gefunden werden.

Er musste ihren Leib in Sicherheit bringen.

„Henry, daraus wird dir nichts Gutes erwachsen“, beharrte Radu ernst, den es sichtlich betrübte, zu sehen, wie sehr er sich in diesen Gedanken verrannte. Er erklärte in zahllosen Gesprächen, diese Obsession sei ein gründlicher Rückschlag für sein spirituelles Sein. Er wisse doch selbst, dass er gerade einen Akt des Anklammerns begehe. Daraus würde weder für Tamar noch für ihn Gutes entstehen können.

Schlimmer noch – wahrscheinlich würde er sich, nun der alten Riten unkundig und damit ein Fremder, des Grabfrevels schuldig machen und die Rache der alten Götter auf sich herabrufen.

Dennoch ließ sich Henry Beswick von seinem Plan nicht abbringen. Schließlich konnte der Adelige seinen alten Freund und Mentor wenigstens dazu bewegen, ihn nach Ägypten zu begleiten. Handeln würde er allein, aber handeln **MÜSSE** er.

So erbrach er schließlich heimlich die Gruft seiner geliebten Tamar und raubte ihren Sarkophag und ihren geschützten Leib aus dem von Göttern bewachten Versteck, mit den besten Absichten.

Das spielte keine Rolle – in seiner heutigen Gestalt war Henry Beswick um nichts besser als all die fremdländischen Forscher, die die verfallenen Tempel und Grabanlagen erforschten, sie fotografierten und die wenigen noch erhaltenen Reste der Grabbeigaben entfernten, um sie in Museen ungläubigen Mitmenschen schamlos zur Schau darzubieten.

Henry Beswick erschien im Lichte der alten Götter nur als Frevler und heidnischer Plünderer. So erweckte er notwendig den Zorn der Himmlischen, und sie begannen ihn zu verfolgen ...

Erst hier jetzt, auf der R.M.S. TITANIC, da fühlte er sich halbwegs sicher. Auf dem Weg in die Vereinigten Staaten, wo er Tamars Leib in Sicherheit bringen konnte. Weg von der alten Welt, in einen Bereich, wo Horus, Amun und all die anderen keine Kraft mehr besaßen. Dort würde alles besser werden. Wenigstens war dies die matte Hoffnung, die ihn erfüllte.

Mit diesem wirren Gedanken sank der erschöpfte Adelige dann in einen unruhigen Schlummer ab.

Und der mächtige Dampfer der White Star Line dampfte voraus in Richtung Westen, legte Seemeile um Seemeile zwischen die alten, mahnenden Götter und die Fliehenden ...

*

6) Begegnung mit der Ewigkeit

Auf See: 13. April 1912, nachmittags

Lord Henry Beswick nannte es nachher Schicksal, weil es gar nicht anders sein konnte, und die Erkenntnis ließ sein Herz schwer werden. Nicht zuletzt, weil auch Radu das ganz so sah. Und er musste es wirklich wissen.

Henry Beswick war nach dem Mittagessen unterwegs achtern der TITANIC, wo sich die Promenadendecks der 2. und 3. Klasse befanden. Ein unbefangener Beobachter hätte gemeint, er wolle sich einfach – wie so viele andere Passagiere der 1. Klasse auch – an der schieren Größe des mächtigen Schiffes ergötzen, an den blank geputzten Teakdecks, den funkelnden metallenen Installationen, den sauber polierten Armaturen und zahllosen Fenstern.

In Wahrheit wusste er nicht, wonach er suchte.

Aber er war auf unbeschreibliche Weise ruhelos, in der Suite fiel ihm buchstäblich die Decke auf den Kopf. Dort fühlte er sich wie eingesperrt in einem immer enger werdenden Grab, dessen Wände einstürzten.

Er musste hinaus.

Doch auch die frische Seeluft vermochte seine Unruhe nicht zu mildern.

Während es Passagieren der unteren Klassen durch Schranken optisch einwandfrei erkennbar untersagt war, zum Promenadendeck der 1. Klasse auf dem A-Deck emporzusteigen, ganz gleich, ob sie nur ihre Neugierde befriedigen wollten oder Bettlerabsichten hegten – manche der Crewmitglieder, denen Beswick beim Rundgang unabsichtlich lauschte, machten aus diesbezüglichen Vorurteilen keinen Hehl – , konnten Passagiere der 1. Klasse sich prinzipiell unbefangen überall auf dem Schiff bewegen. Die meisten machten davon freilich keinen Gebrauch. Zwischen Menschen des Besitzbürgertums und den Reisenden der zweiten und dritten Klasse gab

es andere Schranken als die aus Metall, die von aufmerksamen Bediensteten der White Star Line im Auge behalten wurden.

Die Klassenschranken waren das eigentliche Problem. Es schickte sich einfach nicht, diese Grenzen zu überschreiten und sich, wie Henrys Vater früher gesagt hätte, „mit dem einfachen Volk gemein zu machen“. Dem trübsinnigen Lord waren diese Schranken der „Stände“, wie man einst noch sagte, selten so präsent erschienen wie in der Mehrklassengesellschaft hier an Bord.

Und ein wenig, fand er, bildete auch die zahlenmäßige Stärke der Reisenden ab, wie die gesellschaftliche Pyramide aussah: die „Holzklasse“, wie man die 3. Klasse auch nannte, war von erstaunlicher Größe. Schwedische Handwerker waren darunter, Mütter mit zahlreichen Kindern, die zu ihren Ehemännern in die Vereinigten Staaten unterwegs waren zum Zweck der Familienzusammenführung. Es gab russische Emigranten, Menschen aus dem Nahen und Fernen Osten, die alle ein neues Leben in Übersee suchten, die zumeist nicht einmal hinreichend Englisch zu sprechen vermochten und – sofern sie sich das leisten konnten – mit kleinen Handwörterbüchern umherliefen, um Beschilderungen zu entziffern. Und nicht zu vergessen die zahlreichen irischen Auswanderer, die den ärmlichen Bedingungen auf der grünen Insel zu entfliehen suchten, wie schon seit weit mehr als hundert Jahren.

Darüber existierte die schmale Schicht der zweiten Klasse, Menschen, die es schon zu bescheidenem Wohlstand gebracht und die alle einen soliden Beruf erlernt hatten und dennoch auf der Suche nach weiterem Aufstieg waren. Und ganz oben, auch räumlich strikt vom Rest der Passagiere getrennt und zahlenmäßig recht klein, da gab es die Adligen und Superreichen, jene Schicht der Vermögenden, die die Schalthebel der gesellschaftlichen und politischen Macht bewegten, die Firmen leiteten, Millionensummen in die Wirtschaft investierten und ansonsten einen Lebensstil pflegten, der mit den Worten Selbstbeweihräucherung und snobistische Arroganz recht präzise getroffen war.

Diese kleine elitäre Schicht der Reisenden, die im Luxus schwelgten, fühlten sich qua Geburt edler als der Rest der Gesellschaft, und zumeist befanden sie sich dort nicht wegen ihrer Fähigkeiten, sondern aufgrund der Tatsache, dass sie zu einer bestimmten vermögenden Familie zählten oder reich geheiratet hatten bzw. eine Erbschaft sie in diese Schicht der Gesellschaft katapultiert hatte.

Nein, die meisten dieser ehrenwerten Damen und Herren, die sich für viel besser hielten als die Reisenden der 3. Klasse, sahen wirklich keinerlei Veranlassung, hier hinab zu steigen und auch nur Blicke auf diese Passagiere der TITANIC zu werfen.

Eigentlich ... eigentlich hätte Henry Beswick III. das auch nicht tun müssen.

Aber zum einen wusste er dank seiner Erinnerungen an die Vorleben, wie vergänglich gesellschaftlicher Status war, wie bedeutungslos zugleich auch ... und zum anderen mussten

irgendwie die Stunden, die sein Freund Radu für das Vorbereiten des Zeremoniells brauchte, überbrückt sein. Und es stand Beswick wirklich nicht der Sinn nach stumpfsinnigen Diskussionen unter Seinesgleichen in der 1. Klasse. Dort regierten die albernen Themen, die ihn nicht im Geringsten fesseln konnten – das erstaunlich milde Wetter etwa (das sowieso niemand beeinflussen konnte, abgesehen von den Göttern, an die er nun wahrlich überhaupt nicht denken wollte), Geschäfte, Börsennotierungen, gesellschaftlicher Tratsch ...

Belangloser Unsinn.

Dass es noch einen weiteren Grund für seine Wanderung gab, wurde Henry Beswick erst klar, als er das Mädchen erblickte.

Er hatte sich gerade wieder vom heckwärts gelegenen Geländer des Promenadendecks für die zweite Klasse abgewandt und warf einen letzten Blick hinunter auf das C-Deck, wo scheinbar mehr als hundert Leute in bunt gemusterten, schlichten Kleidungsstücken, die Beswicks arroganter, snobistischer Vater immer abfällig als „Arme-Leute-Kleidung“ bezeichnet hatte (*„Wer Stil und Geld hat, trägt durchgängige Farben, nicht so eine geschmacklose bunte Mischung! Daran erkennt man Menschen der Unterschichten, mein Junge!“*), durcheinander wimmelten, Ball spielten, Hüpfspiele oder Fangen veranstalteten, während Männer rauchend beisammen standen und diskutierten. Frauen saßen auf Bänken und handarbeiteten erstaunlich sittsam oder passten auf Gruppen kleinerer Kinder auf, bei denen man auf der Hut sein musste, dass sie der Reling nicht zu nahe kamen. Sein verstorbener Vater hätte diese Menschen keines zweiten Blickes gewürdigt. Henry war da sehr viel sozialer eingestellt – auch das eine Frucht seiner Erinnerungen an frühere Lebenszyklen.

In diesem Augenblick erhaschte Lord Beswick das **Gesicht** und blieb stehen.

Nahe der Treppe zum B-Deck, keine zehn Meter von ihm entfernt, stand ein Mädchen von vielleicht zwölf oder dreizehn Jahren, das ihn unverwandt anblickte. Es trug die naturgelockten, rotgoldenen Haare mehr als schulterlang, und aus hellen, großen Augen traf Beswick dieser Kinderblick bis ins Herz.

Sekundenlang war er wie versteinert.

Dann setzten sie sich beide in Bewegung in Richtung auf die Treppe. Er konnte einfach nicht anders. Er *musste* zu ihr.

Beswick erreichte die Treppe als erster, nickte einem Bootsmann, der das bemerkte und fragend blickte, beiläufig beruhigend zu, öffnete die hüfthohe Gittertür und stieg dann auf das Deck der 3. Klasse hinunter. Er hatte das Gefühl, zu träumen.

Die Kinder, die hier unten am Fuß der Treppe spielten, machten ihm verduzt und etwas scheu Platz. Aber das Mädchen, das sich ihm zielstrebig näherte, kannte derlei Zurückhaltung nicht. Als wenn es ihn schon lange kennen würde, nahm es einfach wortlos seine Hand und nickte dann in Richtung der Reling hinüber, wo es eben noch gestanden hatte.

Henry Beswick folgte wie hypnotisiert.

Er wünschte sich, er könnte irgendetwas sagen, und wenn es das banalste Wort wäre. Aber ihm war die Kehle wie zugeschnürt.

Es war ungeheuerlich, dem Hauch des Schicksals zu begegnen, hier und jetzt.

Ihm war ein wenig, als stürze die Welt ein. Auf diese Begegnung war Henry Beswick in keiner Weise gefasst gewesen.

Ringsum schien alles zu verblassen, bis nur noch sie beide in der Welt existierten. Der wie betäubt wirkende Lord war sich später sicher, dass man vermutlich in jenem Moment eine Kanone hätte neben ihm abfeuern können, ohne dass er das wahrgenommen hätte.

Der Augenblick war absolut zeitlos.

Als sie die Reling erreichten, war er sehr dankbar, dass er das dunkle Holz fest umfassen konnte, weil seine Knie so weich waren.

Das Mädchen im braungrün gemusterten, schlichten Kleid einer Passagierin der 3. Klasse meinte leise, so dass nur er sie hören konnte: „Ich habe dich in den Träumen gesehen. Ich weiß nicht, wie du heißt, aber tief in mir fühle ich, dass wir uns kennen ... vielleicht aus den gemeinsamen Träumen. Und Namen sind *bedeutungslos*. Meine Mutter denkt immer, Namen seien wichtig, weil sie die Zugehörigkeit zur Familie zeigten. Aber das ist eigentlich nur Schein. Ich habe das noch nie bedeutsam gefunden.“

Sie sah ihn kurz aus wunderbar bekannten tiefgrünen Augen an, und ein so wohl vertrautes Lächeln huschte kurz über die noch nicht voll erblühten, etwas kindlich anmutenden Gesichtszüge, dass es Henry einen Stich ins Herz versetzte. Es spielte keine Rolle mehr, dass sie irischen Akzent hatte und ein wenig nach den passenden Worten suchen musste, ehe sie sie aussprach.

Das lag an der Hülle, Henry wusste es.

Er konnte noch immer keinen klaren Gedanken fassen. Alles ringsum war wie vernebelt. Das Herz hämmerte ihm in der Brust wie ein Schmiedehammer, und er wusste nicht recht, was er sich wünschte: dass der Moment des Schreckens vorbeiging oder dass er weiter währte, weil er zugleich von solch unbeschreiblicher, sehnsuchtsvoller Süße war ... Henry Beswick wusste rein gar nichts mehr.

Das Mädchen fuhr fort, während der Seewind mit ihren schönen, wunderbar vertrauten Haaren spielte. Henry erinnerte sich, *im Mohngarten von Amarna durch diese Haare gestrichen zu haben, wenn SIE traurig war über das, was ihre göttlichen Traumgesichte im Morgen erhascht hatten.*

Es schnürte ihm die Kehle zu.

Die Worte des jungen irischen Mädchens waren wie Eissplitter, die sich in sein Herz bohrten, eins schlimmer als das vorherige. „Aber wir haben wenig Zeit, das fühle ich ebenfalls ... darum möchte ich gern über diese seltsamen Träume reden ...“

„Caitlin Shannon!“

Eine etwas massige Frau von vielleicht vierzig Jahren – aber vermutlich war sie jünger, weil stete Arbeit und wahrscheinlich auch mehrere Schwangerschaften ihr ein verhärmttes Aussehen verliehen hatten, das sie älter machte – kam herbei und machte ein missbilligendes Gesicht. Der etwas zu oft gewaschene und leicht ausgebleichene Stoff, aus dem ihr schlichtes Kleid gemacht war, entsprach ziemlich genau dem, aus dem auch das bescheidene Gewand des Mädchens geformt worden war. Darüber trug sie einen dunklen, halblangen Rock mit Schottenmuster, und um die Schultern ein graubraunes Tuch mit einer einfachen Spange.

„Caitlin! Ich habe dir schon tausendmal erzählt, du sollst von der Reling fortbleiben ...“

Als sie Henry Beswick direkt neben dem Mädchen erspähte und mit einem flinken Blick anhand der erlesenen Kleidung erfasste, dass er wenigstens ein Passagier der zweiten Klasse sein musste, da wandelte sich ihre verdrossene Miene zu verlegener, eindeutig gespielter Demut. Auf einmal waren die Standesgrenzen wieder von Bedeutung. „Bitte um Vergebung, Sir ... hat meine Tochter Sie in irgendeiner Weise belästigt?“

„Oh ... nein, nein, keineswegs ...“, brachte er überrumpelt hervor. So konnte man das wirklich nicht nennen. Sie hatte ihm eher den Schock seines Lebens versetzt und zugleich einen unbeschreiblichen, über Jahrtausende gehegten Wunschtraum jählings in Erfüllung gehen lassen.

Vielleicht jedenfalls.

Vielleicht mochte es auch ein Alptraum sein.

Er wünschte sich, Radu wäre jetzt hier bei ihm. Sein Mentor, der soviel klüger und erfahrener war als er selbst. Vergebene Liebesmüh.

„Dann komm also, Caitlin ... und ich hoffe, du hast eine gute Entschuldigung, dass du die kleine Rose und Ann alleine gelassen hast. Wenn mir der Fletcher-Junge das nicht eben gemeldet hätte ...“

„Ich wollte dem Herrn hier nur von meinen Träumen erzählen“, sagte das Mädchen, das Caitlin Shannon genannt worden war, zweifellos von seiner eigenen leiblichen Mutter – in dieser Inkarnation.

„Ach nein! Du schon wieder mit deinen närrischen Träumen! Ich zweifle daran, dass ein feiner Passagier aus der höheren Klasse so etwas Absonderliches hören will ...“

Henry Beswick schritt sofort ein. So benommen er auch war ... dieser Moment durfte wahrhaftig nicht so schnell vergehen, das hätte er sich niemals verziehen. Und, um die Wahrheit zu sagen, die er natürlich nicht preisgeben konnte: Er hätte wirklich alles getan, um in der Nähe des Mädchens zu bleiben.

Um diesen Traum andauern zu lassen, von dem er noch nicht recht wusste, ob es sich dabei um einen Wunschtraum oder einen Alptraum handelte. Und instinktiv fürchtete er den Moment, in dem er es herausfand.

„Nein, nein, Madam ... das ist wirklich sehr interessant für mich ... und ich glaube, wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich mir das schon gern anhören.“

Er kramte in seiner Westentasche und zog ein Zwei-Shilling-Stück heraus, das er bei sich trug, seit Radu und er an Bord gegangen waren. Für kleine Gefälligkeiten pflegte er sich gern mit kleiner Münze zu revanchieren. Und er nahm an, dass zwei Shilling in der 3. Klasse ein interessantes Lockmittel sein konnten ... alles, was er dafür erhielt, waren ja nur Traumgeschichten, nicht wahr?

Caitlins Mutter – dem ähnlichen Haar und der Gesichtsform nach zu urteilen waren sie einwandfrei Mutter und Tochter – sah ein wenig skeptisch drein, doch nach kurzer Diskussion ließ sie sich dann tatsächlich überreden. Sie bestand allerdings darauf, dass er sich aufs bloße Zuhören und gelegentliche Nachfragen, wenn welche bestanden, beschränkte. Irgendwelche ... *Handgreiflichkeiten* würde sie nicht dulden!

Daran dachte Lord Beswick aber nicht einmal im Traum, das versicherte er ihr hoch und heilig.

So lauschte er kurz darauf dem Mädchen, das den eigenen Namen dann artig als Caitlin Shannon angab. Es war in Queenstown mit seiner Mutter und den beiden Schwestern Rose und Ann an Bord gekommen war, um zu dem Vater nach New York zu reisen, der ihnen auch das Geld für die Überfahrt der dritten Klasse geschickt hatte. Glücklicherweise war Caitlin so klug, dass sie die bisherige Vertrautheit aufgab und zur distanzierteren Anrede zurückkehrte, wie sie sich für die gesellschaftliche Distanz zwischen 3.-Klasse-Passagierin und Kind einerseits zum adeligen Lord der 1. Klasse andererseits schickte.

Doch das war erkennbar nur geschauspielert – jeder ihrer wundervollen Blicke sprach das Gegenteil, war Teil einer unausgesprochenen und unaussprechlichen Gemeinschaft, die Raum und Zeit mühelos überwand.

Viel bedeutsamer aber als all diese biografischen Details, die im Gespräch zutage traten und ansonsten vielleicht wichtig hätten sein können, erwies sich die bestürzende Tatsache, dass die kleine Caitlin vom Tod in einem finsternen Abgrund träumte, der nicht mehr fern sei, ja, unaufhaltsam. Ein finsterner, nasser Abgrund ohne Boden, der sie alle verschlingen werde. Ihre Träume waren, seit sie sich hier an Bord befand, wirklich recht verstörend geworden, und sie machte aus ihrer Furcht keinen Hehl.

Noch verstörender war die diskrete Vertrautheit, mit der sie Beswick behandelte.

Ganz zu schweigen von der Tatsache, dass sie *Tamars Antlitz* besaß, völlig unlegbar.

Als Caitlins deutlich unruhige und verständnislose Mutter nach einer knappen Dreiviertelstunde meinte, es sei doch nun wirklich genug Unfug erzählt worden, und das Mädchen solle den freundlichen, wohlhabenden Mann nicht länger von seinem Rundgang abhalten, da trennte sich Henry Beswick – freilich mit Trübsinn in der Seele – von dem hübschen Kind, das fast ein wenig so aussah, wie man sich eine junge Hexe vorstellte.

Er kehrte benommen und zielstrebig direkt zu Radu zurück und schüttete ihm sein Herz aus.
Es konnte doch einfach nicht wahr sein, was er erlebt hatte.
Er wollte das alles einfach nicht glauben!

*

7) Vorahnungen des Unheils

Auf See: 13. April 1912, bald danach

„... und du meinstest, sie habe von einem feuchten Labyrinth ohne Licht geträumt, in dem sie ziellos umherirrte?“, erkundigte sich der braungesichtige Perser mit seiner samtigen, unendlich ruhigen und gelassenen Stimme, während Henry Beswick ruhelos in der Kabine auf und ab marschierte und die Worte des Mädchens so gut als möglich wiedergab.

„Wenn ich es dir doch sage, Radu!“

Er erinnerte sich nur zu gut seines Schreckens, als er Tamars ... Caitlins ... Worten lauschte. Die meiste Zeit hatte sie gesprochen, leise, manchmal zögernd und nach Worten suchend, aber immer voll banger Beklommenheit, die ihm so nahe ging. Ihre Mutter hatte häufig den Kopf geschüttelt und das mit unwirschen Bemerkungen als die typischen Alpträume eines entwurzelten Kindes abgetan, das sich in dem fremden, riesigen Schiff unsicher und ängstlich fühlen musste. Viele Kinder in der dritten Klasse hätten derlei Alpträume, das sei ja auch ganz normal. Aber die TITANIC sei bekanntlich *unsinkbar* ...

Er hatte sie zum Schweigen gebracht und das Mädchen ermuntert, mit den eigenen Traumbildern fortzufahren.

Traumbilder, die immer beunruhigender und beängstigender wurden.

Ein feuchtes Labyrinth sei es gewesen, ja, das bekräftigte Caitlin eindringlich. Das habe sie im Traum ganz deutlich gespürt. Sie irrte durch immer gleiche Gänge, mal kurzzeitig durch flackerndes Licht knisternd erhellt, dann wieder in Finsternis getaucht. Getäfelte Wände, Teppichboden unter den blanken Füßen. *Feuchter* Teppichboden. Auch ihre eigenen Kleider seien nass und klamm gewesen, und von ferne klangen verzweifelte Schreie des Schmerzes und des Entsetzens zu ihr, ergänzt von grässlichen Lauten, die sie noch nie in ihrem Leben gehört hatte ... wie finstere Dämonen, die sich anschickten, die Welt zu *zermalmen*.

Da waren ihr die Worte ausgegangen.

Beswick hatte ihr voller Grauen gelauscht.

Waren das tatsächlich nur ängstliche Träume eines heranwachsenden Mädchens, das erstmalig an Bord eines so riesigen Schiffes ging und sich nicht wirklich zurecht fand? Nur Zeichen einer

überreizten Phantasie eines lebhaften Kindes? Wie ihre Mutter es eben dachte ... oder war daran vielleicht doch mehr?

Der Adelige von einst hätte diese Worte mit einem spöttischen Lächeln abgetan, doch jetzt ... er brauchte nur einen einzigen Blick auf das gemeißelte Antlitz des Sarkophags zu werfen, um Gesichtszüge zu erkennen, die von Caitlins älterer Schwester hätten stammen können, die es jedoch nicht gab ...

Gesichtszüge, die in Wahrheit zu einer vor Jahrtausenden verstorbenen, wunderschönen Frau gehörten.

Tamar.

Seine Tamar.

Und wieso war Caitlin so zielstrebig, ohne jedes Wort der Furcht, sondern vielmehr mit der Bemerkung, sie habe das Gefühl, sie würden sich schon sehr lange kennen, auf ihn zugekommen?

„War sie es?“, flüsterte er schließlich bedrückt, drängend und an Radu gewandt. Eigentlich brauchte er keine Bestätigung mehr, um das Ungeheuerliche zu wissen. Und doch fragte er, flehentlich fast. „Bitte, war das Tamar?“

„Ich fürchte, mein Freund ... die Wahrscheinlichkeit dafür ist sehr hoch. Ich werde nachher die Wasser des Wissens befragen. Das wollen wir ja sowieso tun.“ Er sah Henry Beswick bedauernd an. „Aber wenn du Recht hast ... dann könnte ihr Gesicht Unheil für uns vorhersagen.“

„Das Labyrinth!“ Beswicks Augen weiteten sich. Das feuchte Labyrinth.

Das FEUCHTE Labyrinth!

Um Gottes Willen! Auf einmal war das Bild so klar, so entsetzlich klar!

„Ja.“

„Das Schiff? Sie meint das *Schiff*? DIESES Schiff?“

„Dafür spricht einiges.“

„Aber wir sind dem Fluch *entwichen*, wir ...“

Der Perser legte ihm eine Hand auf den Arm und sah ihn beschwörend an. „Henry. Solange wir keine Gewissheit haben, ist es sinnlos, sich in Hysterie zu steigern. Damit verbesserst du gar nichts. Deine Nerven sind ohnehin sehr angegriffen.“

„Und mit Recht!“

Er dachte an das Heulen der Schakale in der Wüste, das er vor Monaten durchaus gehört hatte, als das Schiff nilabwärts mit Tamars Sarkophag aufbrach. Er erinnerte sich an den Sturm im Mittelmeer, an das grässliche Eisenbahnunglück, dem sie in Frankreich nur entgangen waren, weil Radu vorher die Wasser des Wissens befragte und sie mit dem Sarkophag eine alternative Route einschlugen. Und dann der Hund am Dock ... das losgerissene Schiff ...

Und jetzt dies.

Wie viele Zeichen brauchten sie denn noch?

Ein Entschluss keimte in ihm, wuchs immer mächtiger in seiner Brust und Seele heran. „Ich werde nicht zulassen, dass sie diesmal stirbt, Radu! Wir müssen sie retten!“

Sein Freund schüttelte den Kopf. Er hatte diesen Kommentar erwartet. Seit die Erinnerung an Amarna zurückgekehrt war, bewegte sich sein Freund Henry Beswick in den alt vertrauten Bahnen des Anklammerns. Das konnte er nicht dulden.

Radu machte einen Kommentar, den er in ähnlicher Form schon seit Jahrhunderten vorbrachte, wenn solche Momente in seinem Schützling aufbrachen. Doch niemals waren sie mit einer Situation wie dieser konfrontiert worden. „Das steht nicht in unserer Macht, Henry. Und ich bin sicher, dass sie das ebenfalls weiß. Du kannst nicht ändern, was Götter entschieden haben ... und dass sie hier an Bord ist und ihr alter Leib gleichfalls – und wir – das kann beileibe kein Zufall mehr sein. Das ist ein Plan der Vorsehung.“

„Der unseren *Tod* im Sinne hat!“ Der Gedanke traf ihn schockartig. Er sank wie betäubt in einen Sessel. Auf einmal verließ ihn die Kraft zu handeln.

„Ich könnte mir vorstellen, sie haben sich Tefnuts Kräfte versichert, um diesmal ein Grab zu schaffen, das so tief und sicher ist, dass niemand es entweihen kann“, überlegte Radu leise. Dann schob er diese Gedanken beiseite, die niemanden voranbrachten. „Aber das ist jetzt unwesentlich. Gewissheit haben wir erst, wenn ich die Wasser befragt habe. Darum: Gedulde dich!“

Es fiel Henry Beswick schwerer als je zuvor.

Die jähe Entdeckung, dass die kleine Caitlin Shannon Tamars Gesicht trug und ihn erkannt hatte, obgleich sie ihn – in diesem Leben – noch niemals gesehen haben konnte, das waren untrügliche Zeichen, fand er. In früheren Tagen, als die Menschen noch schlichter, naturnaher und den Göttern eher zugeneigt waren, da waren die Dinge noch in ruhigeren, klareren Bahnen verlaufen. Heutzutage, wo die modernen Mediziner alle gewohnt waren, dass das menschliche Verhalten von Erziehung und den komplexen Funktionen der Nerven gelenkt wurde, wo man sich darum bemühte, für alle abweichenden Verhaltensnormen neue Namen und Bezeichnungen zu finden, da verkomplizierten die klugen Köpfe die Welt unnötig.

Vor Jahrhunderten und Jahrtausenden galten Menschen, die an Epilepsie litten, wie man das modern nannte, als Personen, die das Zweite Gesicht besaßen, die über eine direkte Verbindung zu den Himmlischen verfügten, und es gab Priesterkasten, die das Gestammel der Bedauernswerten in Orakelworte umgossen ... sicherlich oftmals aus eigensüchtigem Interesse und vielleicht nicht präzise dem entsprechend, was die armen, vom Schicksal Geschlagenen sagen wollten. Aber diese Orakelworte wurden als Ratschluss der Götter anerkannt. Und wenn sie nicht zutrafen ... nun, wer vermochte schon den Pfad der göttlichen Entscheidungen zu verstehen?

Aber einst wie heute war es den Menschen schwer gefallen, die Visionen der Kenntnisreichen zu akzeptieren. Verständlicherweise – damals wie heute widerstrebte es ihnen, sich als Spielbälle des Schicksals zu sehen, ja, als Spielfiguren höherer Mächte gar, die mit ihrem Leben und Sterben taten, was sie wollten. Die sich so gut wie niemals darin beeinflussen ließen.

„Bitte ... dann müssen wir die Wasser rasch befragen! Wir benötigen Gewissheit!“ Er hatte schon seit dem Aufbruch aus Irland darauf gedrängt, dass Radu die Zeremonie durchführte, doch sein weiser Mentor ließ sich nicht die Handlungen diktieren. Das war noch niemals sein Weg gewesen.

Henry ahnte finster und inzwischen seit der Begegnung mit Tamar ... Caitlin ..., dass es womöglich... nun, Gründe geben mochte, die Radu bislang davon abbrachten, die Wasser zu befragen. Er wagte es aber nicht, stärker in seinen alten Freund zu dringen. Das würde nicht nützlich sein.

„Henry, ich verstehe deine Sorge wirklich gut. Aber es bringt gar nichts, die Dinge zu überstürzen.“

„Überstürzen!“

„Ja. Glaub mir, eine hastig durchgeführte Befragung der Wasser trübt den Sinn ihrer Aussagen, und es geht uns später wie mit den Weissagungen des delphischen Orakels. Was nützt es dir denn, wenn die Wasser dir Auskunft geben und du die Auskunft nicht verstehst?“ Radu schüttelte bedächtig sein Haupt. „Darum zügele deine Sorge, mein Freund, und ich werde sehen, was ich machen kann. Ich verspreche dir, wir befragen die Wasser heute Abend, wenn allgemeine Ruhe herrscht.“

Ja, der Faktor der Ruhe war natürlich wichtig.

Auch auf dem Kontinent hatte es sich als kompliziert erwiesen, die nötige kontemplative Ruhe im Umfeld zu erlangen. Henry Beswick entsann sich einer Zeremonie, die sie in einem Hotel in Palermo durchgeführt hatten, während durch die dünnen Wände die nervösen, späten Streitereien zankender Ehepaare durchdrangen, Hotelpagen über die Flure hasteten ... die Aussage des Wassers war so verworren gewesen, dass weder er noch Radu nachher daraus schlau wurden.

Ähnlich hätte es sich verhalten, wenn sie die Zeremonie im Umfeld der kurzen Fahrten zwischen England, Irland und Frankreich hätten durchführen wollen. Hätten sie die Überfahrt in der dritten Klasse angetreten oder auch nur der zweiten, wäre der alltägliche Bordbetrieb sicherlich der Befragung höchst abträglich gewesen.

Die moderne Zeit hatte nicht nur ihre Vorzüge, sondern auch klare Nachteile.

Ausnahmsweise einmal beglückwünschte Henry sich, dass sie beide Passagiere der ersten Klasse an Bord der R.M.S. TITANIC waren. Es erleichterte die Angelegenheit tatsächlich.

„Heute Abend, sagst du?“ , vergewisserte er sich.

„Heute Abend, Henry. Du hast mein Wort darauf.“

Mit Bangen erwartete der erschöpfte und angespannte Lord den Abend des 13. April 1912. Und Furcht und Hoffnung hielten sich in seinem Herzen die Waage. Doch die Waagschale neigte sich mehr in Richtung der Finsternis der Seele – aus begreiflichen Gründen.

*

8) *Die Wasser sprechen*

Auf See, 13. April 1912, abends

Die Wasser des Wissens zu befragen, empfahl sich für die Weisen immer, wenn die Wege des Schicksals unklar und verworren waren und wichtige Entscheidungen und Weggabelungen bevorstanden. Für die meisten Menschen auf Erden waren die Schicksalsfäden so verborgen und unklar, dass sie dachten, der schiere Zufall oder die eigene Tüchtigkeit würden ihren Weg lenken. Das lag nahe, stimmte aber mit dem tatsächlichen Lauf der Dinge nicht überein.

Die gängige Ansicht der meisten Menschen entsprach, wie der weise Radu Henry Beswick seit dem Treffen im Jahre 1903 schon oftmals gesagt hatte – und auch früher bereits war dies sein Credo in zahllosen verflochtenen Leben gewesen – , nicht ganz der Wahrheit. Sie kam natürlich dem Wunschdenken der Lebenden zustatten und bekräftigte die philosophischen Theorien, die davon ausgingen, dass jedermann gewissermaßen seines eigenen Schicksals Schmied war.

Dabei handelte es sich jedoch um Wunschdenken.

In Wirklichkeit kannte der so genannte „freie Wille“ strikte Grenzen, und sie waren teilweise so eng gesetzt, dass man darüber vermutlich wahnsinnig geworden wäre, wenn man sich ihrer bewusst hätte entsinnen können. Radu nahm an, dass es göttlicher Ratschluss war, Mildtätigkeit vielleicht gar, die den Menschen die Wege des Schicksals vernebelte. Sich der Wahrheit bewusst zu sein, stellte auch wahrlich einen trübsinnigen Triumph dar, der oft Depressionen und Seelenverfinsterung im Gefolge führte.

Die Wasser des Wissens waren eine Möglichkeit, tiefer in die Mysterien einzudringen, das Dunkel der Zukunft zu lüften ... ein Stückchen nur, nicht sehr weit. Allein die in die Mysterien eingeweihten Wanderer durch die Zeiten, die sich ihrer Vorleben sehr bewusst waren, vermochten die Riten zu vollziehen, um die Wasser des Wissens dazu zu bewegen, die Zukunft preiszugeben. Seit wann es diese Möglichkeit überhaupt gab, konnte nicht einmal der Perser sagen. Er hatte die Riten vor ewigen Zeiten in einer Inkarnation am Hofe eines Fürsten der Indus-Kultur erlernt und zahlreiche Reinkarnationen benötigt, um die Kenntnisse soweit zu vertiefen, dass er das Ritual selbst erfolgreich durchführen konnte.

In seiner gegenwärtigen Hülle vermochte er dank Henry Beswicks Reichtum das ärgste Problem zu ignorieren, das sich ihm immer wieder in den Weg gestellt hatte: die Finanzklammheit, die Radu an der Beschaffung der für das Ritual notwendigen Gegenstände und Zutaten hinderte. Inzwischen hatte er sie immer bei sich und brauchte nur noch einen diskreten Rückzugsort und Ruhe, um die Wasser zum Sprechen zu bringen.

Nach der Mahlzeit am Abend des 13. April 1912 verschlossen Radu und sein Schützling Henry Beswick sorgsam ihre Suitentür, und anschließend entzündeten sie in dem Raum mit dem Sarkophag die Kerzen, die zur Zeremonie gehörten. Bronzeschalen waren aufgestellt, in denen Sandelholz, Weihrauch und weitere erlesene Zutaten schwelten, die den kleinen, engen Gepäckraum mit schwerem Dunst füllten.

Vor dem Sarkophag der mumifizierten Weisheitspriesterin Tamar von Amarna befand sich ein kopfgroßes, flaches Bronzebecken mit schlichtem Wasser, das den dezenten Duft nach Meersalz emittierte, der sich mit den Aromen der Rauchschwaden und dem Geruch nach Angst mischte, den Henry Beswick ausstrahlte ... unvermeidlich.

Er wusste, er würde mit der Aussage der Wasser leben müssen – ob sie nun positiv oder negativ ausfiel. Und nachdem er Tamars neue Inkarnation schon heute getroffen hatte, fürchtete Henry Beswick das Schlimmste.

Radu jedoch war die Ruhe selbst. Er vollzog die geheimen Riten gelassen und erfahren, und er sagte mit geschlossenen Augen und ausdruckslosem Gesicht die fremdartigen Formeln und den melodischen Singsang auf, den der englische Lord nicht im Mindesten zu begreifen verstand. In dieser Inkarnation vermochte er gerade einmal neben dem Englischen, seiner Muttersprache, ein wenig Gälisch, das Schullatein, etwas Griechisch und Französisch zu sprechen. Ein paar Brocken Türkisch und Deutsch waren auch dabei, doch alles Weitere entzog sich gegenwärtig seinem Verständnis.

Die Worte und Formeln, die Radu vorbrachte, klangen mehr so, als entstammten sie dem Sanskrit oder anderen fernöstlichen Sprachen. Sein alter Freund hatte sich nie erweichen lassen, allzu viel über diese Mysterien preiszugeben.

Es dauerte wenigstens dreißig Minuten, ehe sich in der klaren, ruhigen Wasserschale erste Veränderungen zeigten. Wellen aus dem Nirgendwo durchzogen den Wasserspiegel. Die Färbung des Wassers wurde ohne erkennbaren Grund düsterer, fast völlig schwarz. Und spiegelglatt.

Radus Augen öffneten sich und waren ganz glanzlos.

Er stand nun in direktem Kontakt mit den Wassern des Wissens, stellte ihr Medium dar.

„Stelle deine Fragen“, sagte er mit hohler Stimme.

Henry Beswick rieb sich die schweißnassen Hände an seiner Hose und murmelte scheu: „Sage mir, Orakel der Wasser ... ist Wahrheit an meinen Worten gewesen, die ich vorhin sagte, als ich das

Mädchen Caitlin Shannon an Deck sah? Ist dies der gegenwärtige Leib meiner einstmaligen Geliebten, der Weisheitspriesterin Tamar aus Amarna?“

Die Antwort kam nicht minder leise, aber absolut gewiss: „Dies entspricht den Tatsachen. Die Seele der lange verstorbenen Tamar hat das graue Reich des Wartens verlassen und ist nach langer Zeit in einen neuen Leib eingetreten, den sie nach ihrem verstorbenen Leib formte. Heute hört dieser neue, junge Körper auf den Namen Caitlin Shannon.“

„Und was ... sieht das Schicksal in der nächsten Zukunft für diesen neuen Körper vor? Wird sie ihr Ziel erreichen, die neue Welt ...?“

Auch diese Antwort kam ohne Zögern, zerschmetternd eindeutig: „Sie wird in Bälde in den Kreislauf zurückkehren, nachdem sie durch den schwarzen Abgrund gegangen ist. Einem kurzen Augenblick des blinden, gewalttätigen Chaos wird ein eisiger Schlummer folgen, und sie wird nicht allein dahinschwinden ... die Götter fahren diesmal reiche Ernte ein, und Schrecken wird sich der Herzen der Angehörigen bemächtigen.“

Henrys Gesicht wurde blasser als zuvor. Er rang sich dennoch dazu durch, weiter zu fragen. „Siehst du Genaueres, Orakel der Wasser? Wann wird das Schicksal sie ereilen? Und gibt es irgendeine Möglichkeit, dagegen ...?“

„Halte ein mit den eitlen Hoffnungen, Törichter!“, sagte Radu mit veränderter, ernster Stimme, beinahe zornig klingend. Sein Gesicht erhielt herrische, abweisende Züge. „Du versuchst die Götter und ihren Ratschluss, den du gerade erfragst! Tamar selbst sagte dir, es sei nicht mehr viel Zeit, und sie hat Recht mit diesen Worten, denn ihr Geist ist noch immer helllichtig und kennt einen Schimmer der nahen Zukunft, den sie aufzudecken vermag gleich dem Saum eines Bettes ... das feuchte Labyrinth, wovon ihr träumte, es ist hier an Bord, es ist ihr Weg in den finsternen Abgrund, und es gibt kein Entrinnen.“

Denke nicht, die Götter haben nicht gesehen, was du erhoffst ... doch alles, was du tatest, ist müßiges Werk gewesen. Die Götter sehen tiefer in die Seelen und auf die Herzen der Menschen. Wer sich um sie nicht kümmert, der wird von ihnen aufs Rad des Schicksals geflochten und zurückgeworfen auf seinem Lauf, der doch eigentlich auf Vollendung und Vervollkommnung zielen soll.

Die Wasser zeigen auf, was kommen wird, und der Wissende vermag zu sehen“, schwächte sich Radus Stimme zu einem mühsamen Wispern ab.

Er beugte sich über die Schale und meinte weiter: „Glatt wie ein Spiegel ist die See des Nachts ... ungewöhnlich ruhig für den Monat April, doch dies ist kein freundlicher Abend, der ruhige Fahrt verheißt bis in den glücklichen Hafen ... dies ist die Stille vor dem Ende. Schon naht fast unsichtbar das Verhängnis der Götter, mit geschwinder Kraft herbeigeführt aus dem hohen Norden.“

Wasser, sagt man, höhlt den härtesten Stein, und wer so spricht, der spricht weise. Doch verwandle das Wasser in festen Stoff, und schmelze seine Kanten glatt, so erhältst du ein Messer von unvergleichlicher Stärke, geführt mit der Wucht eines Titanen, das tödliche Wunden schlägt und vor nichts Halt macht. Wie die Wucht des Windes sich zum Heulen des stärksten Sturmes steigern kann, um hundertjährige, starke Bäume mühelos zu entwurzeln und zu vernichten, so kann ein wenig Eis eine unaufhaltsame Waffe sein, die selbst Schiffe der Träume versenkt ...

Nein, du kannst das Schicksal nicht aufhalten.

Der neue Leib der Priesterin Tamar ist dem Untergang geweiht, und so wird es jedem ergehen, der seine Hand erhebt gegen den Willen der Götter ... jedem ... jedem einzelnen ...“

Radu sank zusammen, seine Augen fielen zu, die Stimme verebbte.

Seine Kraft war erschöpft, was nicht wundern konnte – bei allem Wissen war und blieb der persische Arzt mit den vielen Leben doch eben nur ein Mensch, seine Stärke war begrenzt. Und das Beschwören des Wassers kostete unendlich viel Energie.

Henry Beswick war mit einem Sprung bei ihm und führte ihn mit wenigen Schritten zu einem kleinen faltstuhl mit dem Emblem der White Star Line. Das Wasser in der Schale gewann seine hellere, normale Farbe wieder zurück.

Das Orakel war Vergangenheit.

An Eindeutigkeit ließen die Worte indes nichts zu wünschen übrig.

Der Fluch hatte sie eingeholt.

*

9) *Steine im Getriebe*

Auf See: 14. April 1912

„Nein, Sir, das ist wirklich keine gute Idee. Davon rate ich Ihnen ernstlich ab. Passagiere der Ersten Klasse haben da unten nichts zu suchen ... glauben Sie mir, das sind unsolide Leute“, beharrte der junge Matrose in seiner blauen Uniform ernst auf seinem Ratschlag. Er mochte vielleicht 27 Lenze zählen. „Natürlich möchte ich nichts Nachteiliges über unsere Passagiere sagen, verstehen Sie mich da bitte nicht verkehrt ... aber auch wenn sie für die Überfahrt natürlich bezahlt haben, sind das eben arme Menschen.“

Das betonte er ausdrücklich, und es war offensichtlich, was für Sorgen ihn dabei umtrieben.

Er musterte Henry Beswicks Anzug ernst, der hinreichend Zeugnis von seinem finanziellen Status und seinem Stand ablegte. Allein diese goldene Taschenuhr, deren Kette er sehen konnte, würde zahllose Leute in der dritten Klasse auf dumme Gedanken bringen. Und wie schnell konnten sich Langfinger da unten in den Gängen davonmachen ... die Uhr würde man nie wieder sehen, das

stand wohl fest. Es war wohl kaum realistisch, alle Passagiere der dritten Klasse später einer Leibesvisitation zu unterziehen, ehe das Schiff in New York anlegte.

Gütiger Himmel, sie hatten wirklich ganz andere Sorgen. Die Passagiere der ersten Klasse, mochte er sich vielleicht denken, kamen auch wahrhaftig auf obskure Gedanken: Kontakt mit dem einfachen Volk suchen, als wenn diese Reisenden sich von ihnen selbst nur durch ein paar Decks und weniger erlesene Kleidung unterschieden. Nichts konnte falscher sein.

Womöglich dachte er diese Dinge.

Es spielte keine Rolle – er stand im Moment einfach im Weg, und er war eine Autoritätsperson gegenüber einem Passagier. Und diese Autoritätsperson kehrte er gegenüber dem erschöpften, besorgten Lord Beswick gerade heraus.

„Ich werde mich beim Kapitän über Ihr Verhalten beschweren!“, sagte Henry Beswick, dessen Energie nicht dazu ausreichte, länger gegen diesen sturen, dummen Matrosen anzureden, der ihn daran hinderte, in die Decks der dritten Klasse hinabzugehen. Bei dieser Gelegenheit hatte er auch erstmals entdeckt, dass die Aufgänge im Schiffsinnern mit metallenen Falzgittern versperrt wurden, auf dass auch niemand von den Passagieren der zweiten und dritten Klasse in Versuchung kam, hinauf in die Quartiere der ersten Klasse zu schleichen und sich hier womöglich an den Speisen zu vergreifen oder an dem Besitztum ...

Es war gleichwohl eine Unverschämtheit, die Passagiere der dritten Klasse ohne Unterschied unter Generalverdacht zu stellen und sie alle zu schamlosen Dieben zu erklären!

Eine Unmöglichkeit!

Henry Beswick wandte sich wieder dem Deck zu und ging wütend nach achtern. Vielleicht würde er ja Caitlin und ihre Mutter dort vorfinden. Das war sicherlich aussichtsreicher, als wenn er weitere fruchtlose Streitgespräche mit Mitgliedern des Bordpersonals der TITANIC führte! Nach dem gestrigen Orakel der Wasser hatte er das qualvolle Gefühl, dringend noch einmal mit dem Mädchen reden zu müssen. Er konnte nicht akzeptieren, dass die gestrigen Worte tatsächlich die einzigen und letzten gewesen sein sollten.

Er wollte das nicht glauben!

Als er an die frische Luft trat, fiel ihm sofort auf, dass es deutlich kälter geworden war. Ein spürbar frischerer Wind wehte aus Norden, doch das Wasser schien nach wie vor erstaunlich glatt. Es herrschte kein hoher Seegang.

Er dachte an die Wasser gestern Abend und fröstelte einmal mehr.

Glatt wie ein Spiegel.

Finster wie die Nacht oder der Abgrund des Meeres, so war das Wasser gewesen. Furcht einflößend.

Henry dachte an eine Befragung der Wasser, als sie sich im Herbst 1908 auf Sizilien aufhielten und dort in einem kleinen, verfallenen Tempelheiligtum aus römischer Zeit Halt machten, umgeben von alten, starken Zypressen und Korkeichen. Niemand hatte die Zeremonie dort stören können, weitab von allem Trubel der bäuerlichen Bevölkerung.

Wie schön mildblau und türkisfarben hatte das Wasser ausgeschaut.

Reine Harmonie.

Natürlich hatte Henry damals nach Amarna gefragt.

Und allein die Farbe des Wassers schuf schon Ruhe in seiner Seele, glättete die Wogen der ängstlichen Erwartung.

Ganz anders gestern Abend.

Es war die Farbe des Alptraums gewesen.

Passagiere flanierten hinter ihm vorbei, während er an der Reling stand. Henry Beswick schnappte etwas von „Eiswarnungen“ auf, und er umklammerte die Reling, weil jähe Angst erneut in ihm hochschoss.

Eis.

Ja.

In der gegenwärtigen Situation war Eis in der Tat eine tödliche Waffe – mit Abstand die einzige, die in Reichweite war, um das heroische Schiff zu versenken.

Sie befanden sich in der rechten Jahreszeit.

Sie befanden sich in der richtigen Position.

Und die Götter hatten fürwahr jeden Grund.

Schlimmer noch: Tamar hatte es schon gesehen.

Die Wasser hatten es gesehen.

Wie um alles in der Welt konnte er sich einbilden, etwas dagegen unternehmen zu können?

Henry Beswick sah auf den Horizont hinaus, als könne er das Verhängnis dort schon heranschleichen sehen. Vergebens natürlich. Eisbergen, die tagsüber in Sicht kamen, vermochte das Schiff ja auszuweichen. Es klang viel realistischer, anzunehmen, dass das Verhängnis nächtens kam ... wenn die Aufmerksamkeit der Crew nachließ, wenn alle arglosen Passagiere in ihrem Schlummer lagen, der gut ihr letzter sein konnte.

Er schloss die Augen und kämpfte gegen die Tränen der Hilflosigkeit an.

Hatte er all diese Mühen nur auf sich genommen, um letzten Endes doch zu scheitern?

„Nein“, flüsterte er zornig. „Nein, das glaube ich nicht! Das kann nicht sein!“

Er riss sich zusammen, öffnete wieder die Augen und nahm den Plan von eben erneut auf: nach achtern zu gehen und Caitlin und ihre Mutter zu finden. Und wenn er ihr ein Pfund gab, um ihm ein paar Gesprächsminuten mit dem Mädchen zu geben, ach was, gern auch zehn Pfund! Was

interessierte ihn die Raffgier einer Frau, die keinen blassen Schimmer von der Macht der Liebe und der Vorleben besaß? Tamars Gegenwart, ihre Blicke, ihre süße Stimme ... sie war mit keinem Geld der Welt aufzuwiegen!

Er erreichte die Position, die er gestern – gütiger Gott, war das tatsächlich erst GESTERN gewesen? Es kam ihm vor, als sei seit ihrer Begegnung unter Lebenden schon eine Ewigkeit vergangen ... aber das war immer so, wenn man liebte, Zeit wurde da wirklich nebensächlich – innegehabt hatte, als er Caitlins ansichtig wurde.

Doch wiewohl das Unterdeck wieder von zahlreichen Personen und Familien der dritten Klasse erfüllt war, konnte er weder Caitlin noch ihre Mutter entdecken.

Als ihn wieder so ein dummer, subalterner Matrose davon abhalten wollte, auf das Deck hinabzusteigen, da stieß Henry ihn einfach wütend beiseite. War eigentlich die ganze Welt hier verrückt geworden? Verstand irgendwer, was in seinem Herzen vor sich ging? Irgendwer? Verdammt noch mal!

Nervös fragte er sich durch die Scharen von Dritte-Klasse-Passagieren.

„... Caitlin Shannon ... ein hübsches Mädchen mit rotgoldenen Haar ... haben Sie sie zufällig gesehen ...?“

Kopfschütteln. Bedauernde Antworten. Nichts Positives.

Henry Beswicks Zorn verwandelte sich, je länger er fragte, umso stärker in Besorgnis, die ein wenig hysterische Züge annahm. Das blieb natürlich auch nicht unentdeckt, und die Leute ringsum fragten sich wohl allmählich, was mit ihm los war.

Erzählen konnte er das natürlich nicht.

Und es kam auch gar nicht dazu – denn auf einmal trat ein breitschultriger Hüne mit stoppelkurzem rotem Rosthaar vor ihn hin, der Statur nach ein Arbeiter, den man sich gut auf einer Schiffswerft vorstellen konnte. Und er gebot Henry Beswicks Fragerei schließlich Einhalt.

„... hab' von Mistress Shannon Anweisung bekommen“, sagte er unmissverständlich, „dass wer nach ihrem kleinen Ding fragen könnte. Soll Ihnen sagen, Sir, dass sie nicht gestört werden wolln'. Gehnse besser wieder hoch zu Ihren anderen feinen Pinkeln. Suchense sich 'ne andere Gespielin aus, verstehense?“

Henry Beswick starrte ihn ungläubig, fassungslos und sprachlos an.

Das war ja wohl jetzt alles nicht mehr wahr.

Das konnte nicht sein!

„Nein“, brachte er mühsam hervor. „Hören Sie, Sie verstehen das falsch ...“

„Ich seh' doch, wie Sie schau!“ sagte der Hüne mit grollender Stimme und schwelendem Zorn im Blick. „Glaubense mir, wir mögen solche Leute nich ... und denkense nich, Sie kommen mit solchen unmoralischen Dingen durch ... keiner fasst hier kleine Kinder an ...“

Stattdessen packte er mit seinen Pranken den Lord an den Oberarmen, und Henry Beswick hatte das überwältigende Gefühl, er trachte gleichsam danach, ihm die Knochen zu zerbrechen – was der irische Hüne zweifellos vermochte. Doch ehe sich daraus Schlimmeres entwickeln konnte, waren zwei Bootsmänner der TITANIC herbeigestürzt, um die beiden „Streitenden“ zu trennen. Dabei war eigentlich nur der Dritte-Klasse-Passagier, der Beswick ein „verdammtes Drecksschwein aus der ersten Klasse“ nannte, zornig und streitend im üblichen Sinn. Der Lord fühlte sich eher wie betäubt.

„Sir, das war ein tätlicher Angriff ... Sie können ihn anzeigen, und wir werden ihn dann für den Rest der Überfahrt in Eisen legen ... Sir ...?“

„Nein“, murmelte Henry Beswick nur, innerlich wie betäubt. „Nein, lassen Sie es gut sein ... lassen Sie den Mann in Ruhe.“

„Aber er hat Sie beleidigt ... er hat Sie tätlich angegriffen ...“

„Ich sagte: lassen Sie ihn in Ruhe. Es war nichts.“

Henry ging mutlos zurück auf das Deck der ersten Klasse und wanderte benommen, als stünde er unter dem Einfluss schwerer Opiate, fast bis zur Brücke des Schiffes. Schließlich schüttelte er die Benommenheit ab und begab sich zu Radu, der wie immer die Wacht über Tamars Leichnam hielt.

Er brauchte gar nicht viel zu erklären, seine Miene sagte vermutlich genug aus.

„Du hast es versucht, Henry?“

„Ach ... ja. Ja, ich habe es.“ Radu durchschaute ihn, als sei er aus Glas. In diesem Moment auch nicht eben erhebend.

„Erfolglos, wie ich sehe.“

Henry sank in einen Sessel und nickte düster. Er war wirklich nicht in Redelaune, aber Radu lockte nach und nach die Details aus ihm heraus. Und verstrickte seinen Schützling dann wider Willen doch in eine Diskussion.

„... ich denke, das alles gehört einfach mit zu diesem raffinierten Plan. Hat Caitlin dir gestern gesagt, Henry, wann sie von ihrem Vater das Geld für das Ticket der TITANIC-Überfahrt erhielten?“

„Ja ... ja, sie sagte irgendetwas von September 1911 ...“

„Wann hast du Tamars Grab geöffnet?“

Henry Beswick saß auf einmal stocksteif im Sessel, die Augen weit aufgerissen. „Am fünfzehnten September ... um Gottes Willen, Radu! Du willst doch nicht etwa sagen, dass ...“

„Gib dir selbst die Antwort, mein Freund“, erwiderte der Perser leise. „Und schau dir die Gegebenheiten an: Die Zeiten mögen sich gewandelt haben. Die Menschen mögen die alten Götter und ihre Macht vergessen haben, auch das ist sicherlich stimmig. Und die moderne Technik überwindet zweifellos vieles, was früher als unüberwindlich galt. Doch gibt es Gewalten, die

archaisch und gleichwohl unbeschreiblich machtvoll sind. Denk nur an das Beben von San Francisco.“

Oh, daran wollte Henry Beswick lieber nicht denken, aber es wurde unausweichlich. Die Zeitungen waren fürwahr voll genug davon gewesen. Es war das gewaltigste Beben der jüngsten Vergangenheit gewesen, und es traf die Westküsten-Metropole San Francisco, die in den Jahrzehnten seit dem Goldrausch von 1848 zu einer riesigen Stadtwucherung herangewachsen war, am 18. April 1906 mit wirklich göttergleicher Macht.⁶ Soweit Henry sich entsann, war damals die halbe Stadt entweder eingestürzt oder durch die nachfolgenden Brände eingeäschert worden. Bis heute hatte sich die Normalität noch nicht wieder vollständig eingestellt ... die dummen Amerikaner bauten aber inzwischen diese Stadt an derselben Stelle von neuem auf.

Wie blind musste man eigentlich sein?

In alten Zeiten hatten die Menschen nach verheerenden Katastrophen Städte schlichtweg aufgegeben und dann lieber neue Zentren gegründet – weil die Bewohner vom Zorn der Götter überzeugt gewesen waren, beispielsweise in einer mayanischen Metropole, in der Henry Beswicks vormaliger Leib etwa um das Jahr 900 christlicher Zeitrechnung gelebt hatte. Die Erinnerung war mit Radus Hilfe zumindest vage gegen Weihnachten 1910 geweckt worden. Die Stadt lag bis heute im Dschungel von Yucatan verborgen und war nicht wieder entdeckt worden.

Radu führte leise weiter aus, dass die Macht der Götter selbstverständlich auch im Hier und Jetzt wirksam wurde. Sie bedienten sich nur anderer Instrumente als einst, weil die Gegenwart weithin atheistisch und ungläubig geworden war.

Sie hatten es selbst erlebt: wenn Stürme – etwa im Mittelmeer – nicht zum gewünschten Erfolg führten, dann instrumentalisierten die Götter entgleisende Züge oder sich losreisende Schiffe. Sie nahmen Einfluss auf Geldflüsse und inspirierten Menschen auf fernen Kontinenten, anderen Personen Gelder zukommen zu lassen, um wiedergeborene Menschen an einem bestimmten Punkt zusammenzuführen.

„... auf der TITANIC!“ Henry saß wie erschlagen da.

„Ja, ich fürchte, dieser Tatsache müssen wir ins Auge blicken“, nickte der Perser. Seine Augen waren voller Mitgefühl, doch seine Worte brachten Trostlosigkeit zum Ausdruck. „Auf dem Land konnten wir ausweichen, von einer Ländergrenze auf die nächste wechseln ... wahrscheinlich wäre es klüger gewesen, wenn wir uns auf ein Gehöft in der Provence zurückgezogen hätten. Aber indem du darauf bestandest, wir sollten besser nach Amerika reisen, gaben wir uns ganz in die Hand der Himmlischen ...“

⁶ Vgl. dazu genauer Simon Winchester: *Ein Riss durch die Welt. Amerika und das Erdbeben von San Francisco 1906*, München 2006.

Henry fuhr auf. Er konnte nicht anders. Lebhaft gestikulierend rief er aus: „Radu! Wir konnten nicht in der Provence bleiben! Ich habe es dir doch erklärt! Wir mussten genügend Raum zwischen uns und die verfolgenden Behörden legen ... es mag sein, dass unsere Seelen unsterblich sind und von einem Zeitalter ins nächste wandern. Aber die kleinkarierte, eindimensionale Bürokratie, die allen Ernstes eine Form von *Antikenschmuggel* verfolgte, hätte uns in Europa überall eingeholt.“

Gott, er hatte diese unsinnige Diskussion schon mehrmals während der Reise aus Ägypten geführt, und sie blieb immer noch lächerlich.

Er erinnerte sich nun wahrlich an genügend Situationen, in denen er leidenschaftlich GESTORBEN war, und dennoch ... dennoch schützte ihn alles Geld, das er dank seiner adeligen Herkunft besaß, nicht davor, in Europa juristisch wegen eines Delikts verfolgt zu werden, das auf der Erfüllung eines Schwurs in grauer Vorzeit beruhte.

Es war verrückt!

Und es blieb unaushaltbar, dass Radu das gerade jetzt wieder ans Licht des Tages brachte! Sie hatten wirklich andere Sorgen ...!

Sein Mentor lächelte entnervend und brachte Henrys zornige Worte zum Versiegen. „Mein lieber Freund, du hast nicht recht zugehört. Was ich dir zu sagen versuchte, war folgendes: Indem wir den schützenden Boden des Landes verließen und uns hier auf der TITANIC einschiffen, haben wir uns auf ein Gebiet begeben, auf dem die Macht des Menschen strikt begrenzt ist und die der Götter stetig zunimmt. Je weiter wir uns vom Land entfernen, desto mehr können sie mit uns tun und lassen, was ihnen gefällt.“

Ich habe dir gestern Abend die Weisheit der Wasser gesagt ... und gib mir selbst Auskunft: siehst du hier auf weite Distanz irgendwo so etwas wie Sicherheit? Ich selbst schaue aus den Bullaugen und erblicke allenfalls Wasser, überall rings um uns. Das Element des Lebens und des Todes schlechthin ... wie leicht, denkst du, fällt es den zürnenden Göttern, dieses Element gegen das kleine Produkt menschlicher Ingenieurkunst zu führen, auf dem wir uns derzeit aufhalten? Ein paar Minuten Beben der Erdkruste genügen, um ganze Städte einstürzen zu lassen ... denkst du, es fällt den Göttern schwer, dieses Schiff zu versenken?“

Er schüttelte den Kopf. „Wir haben uns sehenden Auges in ihre Hand begeben, und sie gestatteten euch dann sogar noch, ein Gespräch miteinander zu führen, auf dass beide Seiten Bescheid wissen, woran sie sind. Ich denke nicht, dass wir noch viel Zeit haben werden.“

„Das feuchte Labyrinth“, flüsterte Henry Beswick mit trockenem Mund. Er fühlte sich krank vor Furcht.

„Das feuchte Labyrinth“, stimmte Radu zu. „Es tut mir leid. Diesmal können wir nicht mehr ausweichen.“

10) Eine weit reichende Entscheidung

Auf See: 14. April 1912, nachts; 15. April, morgens

Der tödliche Finger der Götter berührte den stählernen Leib der TITANIC in der Nacht des 14. April 1912 gegen 23.40 Uhr.

Die See war spiegelglatt, ganz so, wie die Wasser des Wissens es angekündigt hatten, der Himmel bestreut mit glitzernden Sternen wie zum Gottesdienst der Himmlischen, die aus gnadenlosen Augen zusahen, wie das Instrument ihres Verhängnisses das mächtige stählerne Schiff der Menschen zuschanden werden ließ. In der endlosen Weite des schwarzen Ozeans war die TITANIC ungeachtet all ihrer Kraft und Glorie nur ein winziger Splitter Menschenwerks.

Die Ausgucke vorne im Krähennest warnten zu spät, und die Katastrophe nahm ihren Lauf.

Die Majorität der Passagiere nahm gar nicht recht Kenntnis von dem leichten Beben und Zittern des Schiffsrumpfes, doch Henry Beswick und Radu waren in ihrer Kabine sofort hellwach.

„Radu? Ist es soweit?“, fragte der Lord nur mit wachsbleichem Gesicht, nachdem er schlagartig aus dem Bett aufgestanden war.

Sein Mentor stand wie er im Nachthemd da und nickte. „Ja, mein Freund, ich denke, das ist es. Wir sollten uns ankleiden. Nicht, dass das einen sonderlichen Unterschied machen würde ... aber lass uns diese Runde würdevoll abtreten.“

„Gütiger Himmel, ich kann es gar nicht fassen“, meinte Henry Beswick, während er Radus sanfter Anordnung gehorchte. „Ich dachte ... also, wenn wir mit einem Eisberg kollidieren, dann ...“

„... wäre es dramatischer?“ Der Perser lächelte. „Ich denke, über Dramatik wirst du dich in den nächsten Stunden kaum beklagen können, alter Freund. Wenn du würdelos sterben möchtest, kannst du dich gern in das Getümmel stürzen. Ich für meinen Teil habe das nicht vor.“

Henry dachte sofort an den Sarkophag seiner geliebten Tamar ... und sein Entschluss stand fest. Selbst wenn es ihm im Herzen wehtat, weil er zugleich auch an ihre neue fleischliche Hülle Caitlin Shannon denken musste, die bald dort unten im Schiffsrumpf durch das feuchte Labyrinth der grauenhaften Gänge irren würde, vermutlich außerstande, daraus zu entkommen.

Ihr Dasein würde in Schrecken und einem Strudel kalten, ertränkenden Wassers enden. Wie das von so vielen anderen Opfern.

Er konnte die Seite Tamars nicht verlassen.

Sein Platz war hier, bei ihrem geretteten Sarkophag.

Die Götter holten wahrhaftig die verpassten Weiheopfer der vergangenen Jahrtausende, die Tamars Seelenheil gedient hätten und deren Riten niemals vollzogen worden waren, auf grässliche,

unerbittliche Weise nach. Moderne Kapitalisten hätten vermutlich geschmacklos gesagt, sie trieben Zins und Zinseszins ein.

Henry Beswick, Lord Beswick III., wusste aber genau, dass diese Opfer seinetwegen erbracht wurden.

Er hatte nicht auf Radus Ratschlag gehört.

Er erbrach das Grab, um jenen alten Schwur zu erfüllen.

Und sein Herz blutete noch immer, weil er nicht wusste, was er hätte anders machen sollen.

Hätte er zulassen sollen, dass Tamars Mumie entdeckt und entweiht wurde?

Er konnte das einfach nicht tun.

Ja, er klammerte sich an sie.

Und er konnte nicht anders.

Nein, er würde nicht flüchten. Er würde an Tamars Seite bleiben.

„Sie haben geahnt, dass ich so entscheiden würde, nicht wahr?“, fragte er seinen weisen Mentor wenig später, als die Maschinen gestoppt hatten und Unruhe unter den Passagieren auszubrechen begann. Noch hielt sich das sehr in Grenzen, aber das würde nicht lange anhalten. Zweifellos drang unter der Wasserlinie schon jede Menge Wasser in den Schiffsrumpf des als „unsinkbar“ geltenden Luxusliners ein.

Nun, wie „unsinkbar“ dieses Schiff war, würden die nächsten Stunden ja zeigen. Wer sich an diese Mär klammerte, war gewiss des Todes. Jedes Schiff konnte versenkt werden, und je größer und schwerer es war, desto schrecklicher würde der Untergang ausfallen.

„Ich glaube, sie kennen deine Bindung an Tamar inzwischen gut genug, um das so einschätzen zu können“, stimmte Radu zu. „Aber ich würde meinen, sie sind auch gnädig genug, um dir auf dem Weg des Schicksals weiterzuhelfen.“

Das war ein überraschender Gedanke. Henry Beswick blinzelte verwirrt und fragte nach, wie Radu das wohl meinte.

„Oh, die alten Götter haben ewige Zeiten über Tamars Leichnam gewacht, als Amarna vergessen wurde und in den Strudeln der Zeit entschwand ... du weißt das. Und du hast damals die Riten an die richtigen Götter vollzogen. Also wird ihr Schutz nach wie vor über Tamars Sarkophag liegen.“ Er berührte das steinerne Antlitz der Amarna-Priesterin nicht, die in ewigem Gleichmut von ihrem steinernen Behältnis lächelte. „Da du das alte Grab erbrochen hattest, suchten die Götter nun natürlich ein neues ... und in einer gewissen Weise bist du ihnen dabei behilflich gewesen.“

„Ein Werkzeug des göttlichen Willens!“ Der Gedanke war betäubend. Diese Vorstellung hatte er noch nie gehabt, obgleich sie doch so nahe lag.

„In der Tat. Ich glaube, das hat viel für sich. Der lichtlose Abgrund, den die kleine Caitlin gesehen hat, und die Finsternis im Wasser des Wissens, das wir befragten, zeigte uns die Richtung

... allein, unsere Furcht hat verhindert, dass wir verstehen konnten. Du wolltest immer noch flüchten ... aber mit Tamars Sarkophag zu flüchten, ist ebenso töricht, als wolltest du mit einem Mühlstein um den Hals schwimmen. Es ist aussichtslos.“

Ja.

Ja, das machte auf eine unglaubliche Weise Sinn.

„Aber ich denke auch, die Götter sind nicht völlig uneinsichtig. Immerhin haben sie dir gezeigt, dass Tamars Seele sich aus dem Limbus gelöst hat. Das bedeutet, es gibt Hoffnung.“

„Aber nicht in dieser Inkarnation!“

„Nein“, gab der persische Arzt freimütig zu. „Das natürlich nicht. Aber überlege dir, Freund Henry – Tamar hat viele Zyklen auf dem Rad des Schicksals verfehlt, weil sie sich an die Speiche klammerte, die ihr Amarna-Körper bildete. Sieh es so: ihr Leib ist ein Hindernis auf dem Weg ihrer Vollendung. Und letztlich auch auf dem Weg eurer gemeinsamen Zukunft. Indem die Götter ihn nun an einen Ort versenken, den niemals ein Mensch erreichen kann, begraben sie ihn so gut als möglich.“

„Aber vernichten werden sie ihn nicht.“

„Nein. Die Götter vernichten die Leiber der ihnen rituell Anempfohlenen generell nicht. Das wäre gegen die himmlischen Gesetze. So etwas tun nur dumme, ungläubige Menschen. Insofern hast du in gewisser Weise ganz ihren Wünschen gehorcht, als du Tamars Leib aus Amarna rettetest, denn ihrer Unversehrtheit drohte tatsächlicher Schaden durch die Archäologen ... ja, so muss man das wohl sehen. Du hast sie nicht geraubt, sondern im Einklang mit den Wünschen der Götter gehandelt. Denkst du nicht, sie hätten dich sonst aufgehalten?“

„Ja, vermutlich schon.“ Henry Beswick kam sich wie betäubt vor, benommen, verirrt in einer Welt, die sich schlagartig verändert hatte und so ganz anders aussah, als er es bislang gedacht hatte. Er versuchte sich mit dem Gedanken anzufreunden, dass Tamars Sarkophag in Bälde in unerreichbarer Tiefe auf dem Grund des Ozeans schlummern sollte, für alle Zeiten.

Bewacht von ihnen beiden, den verwitternden und entschwindenden Gebeinen ihrer Retter und Wächter ... ein wenig so, wie Archäologen in großen Fürstengräbern zugleich die Leichen von Wärtern, Ehefrauen und Konkubinen freilegten, die die Regenten mit in den Tod begleitet hatten. Es mochte gut sein, dass es hier eigenartige Parallelen gab.

Eine Vorstellung von unglaublicher Fremdartigkeit.

Und doch ... und doch barg sie einen zarten Keim der Hoffnung.

Wenn der Sarkophag so unerreichbar weit entfernt lag und – das würde noch wirkungsvoller sein! – auch niemand mehr davon wusste, wo er sich nun befand, dann würde er dort wirklich sicher vor jedwedem Grabräuber der Zukunft ruhen.

Und Tamars neue Inkarnation und vor allen Dingen auch Menchepers neue Inkarnation, seine eigene Inkarnation ... sie würden dann frei sein, einander zu suchen und zu finden. Ohne Sorge wie bisher um Tamars leibliche Unversehrtheit.

Ach, das war erstaunlich trostreich.

Vielleicht gab es tatsächlich ein Licht in diesem Abgrund des finsternen Schreckens!

„Denkst du ... es wird lange dauern?“, fragte er schließlich.

„Heute? Kaum. Vielleicht drei oder vier Stunden.“ Radu sah ihn ruhig und gelassen an – wie jemand eben, der schon unzählige Male die Todesstunden durchlitten hatte und wusste, dass danach recht bald ein neuer Keim der Wiedergeburt bereitstand, dass der Geist bald von neuem erwachen konnte, um die nächste Sprosse auf dem Rad der Wiedergeburten zu erklimmen, einen weiteren Schritt in Richtung Vollkommenheit zu machen.

Er beruhigte seinen Freund auch in einem weiteren Punkt: ohne Zweifel sei die TITANIC ein beeindruckendes Schiff, aber an beeindruckenden Schiffen gäbe es in dieser Zeit und gewiss auch in der Zukunft keinen Mangel. Ebenso wenig an dramatischen Schiffsunglücken.

Man würde dieses Schiff ohne Frage bald vergessen. Sobald alle Überlebenden – die es gewiss gab – gestorben wären, würde dieses Schiff zur Bedeutungslosigkeit verblassen, zumal man das Wrack in der unermesslichen Tiefe niemals finden könne. Das Wasser in diesen Regionen war mehr als dreitausend Meter tief ... undenkbar, dass hier jemals etwas so Winziges gefunden werden würde wie die Trümmer eines luxuriösen Schiffes gleich der TITANIC.

Radu behielt in einem Punkt ganz Recht: das Sterben des Luxusliners TITANIC vollzog sich in atemberaubender Geschwindigkeit. Der Schiffskonstrukteur Thomas Andrews, der kurz nach der Kollision aussagte, das Schiff werde sich allenfalls wenige Stunden über Wasser halten, während Kapitän Smith und der Rest der Schiffsführung noch davon ausging, die Kollision sei nur ein Missgeschick, das die Reise lediglich etwas verzögern würde, behielt Recht. Das Schiff kam niemals im Zielhafen New York an.

Die TITANIC war um etwa 23.40 Uhr mit dem Eisberg kollidiert. Schon eine halbe Stunde später stand fest, dass das einströmende Wasser die Schottensysteme unter Deck zu schnell füllen würde, als dass die Pumpen damit fertig werden konnten.

Schnell neigte sich das Deck spürbar.

Matrosen eilten durch die Korridore und nötigten die aufgeweckten, verwirrten Passagiere, die Rettungswesten anzulegen. Passagiere der ersten Klasse wurden aufgefordert, sich bei den Rettungsbooten einzufinden und sich ausschiffen zu lassen, vermeintlich zu einem „Manöver“, was für die meisten eine außerordentliche Zumutung darstellte. Die Passagiere der 3. Klasse durften noch nicht an Deck und wurden durch die Schutzgitter ferngehalten. Die meisten von ihnen sollten

– gleich der kleinen, verstörten Caitlin Shannon, ihrer Mutter und ihren Geschwistern – schließlich in dem „feuchten Labyrinth“ jämmerlich ertrinken.

Die meisten Boote wurden – „Frauen und Kinder zuerst!“ – mit viel zu geringer Personenzahl abgefiert, weil die Matrosen fürchteten, sie könnten bei regulärer Besetzung womöglich auseinander brechen.

Schnell wurde allen an Bord klar, dass es sich hierbei nicht um ein Manöver handelte, sondern um den bis dahin für unmöglich gehaltenen Untergang des riesigen Luxus Schiffes. Und dass jedermann, der nicht floh und in die Boote gelangte, des Todes sein würde. Es gab nicht einmal für die Hälfte der Reisenden Bootsplätze, und die weitaus meisten von ihnen sollten eines schrecklichen Todes sterben.

Gegen 1.30 Uhr morgens, fast zwei Stunden nach der Kollision, begann sichtbare Panik die Besatzungsmitglieder und die Passagiere zu erfassen. Bordkapellmeister Wallace Hartley und seine Männer wurden an Deck befohlen, um mit Musik in der eisigen Nacht für Unterhaltung zu sorgen. Der Legende zufolge war das letzte Lied, das sie spielten, „Nearer My God to Thee“. Wallace Hartley, dessen Leichnam später geborgen und in der Heimat beigesetzt wurde⁷, starb mit all seinen Musikern beim Untergang der TITANIC.

Gegen 2.10 Uhr morgens glitt der Bug unter die Wasseroberfläche, womit der Schlussakkord des Untergangs begann, da sich das Sinken nun dramatisch beschleunigte. An Deck flüchteten die verzweifelten Passagiere, die aus dem Schiffsinnern hatten entkommen können, in Richtung Heck, während die Rettungsboote bereits alle das Schiff verlassen hatten.

Nach dem Umstürzen des ersten Schornsteins richtete sich das Heck des gewaltigen Schiffes immer stärker auf, bedeckt von den hysterischen Reisenden voller Todesangst. Schließlich zerbrach der Rumpf, was für kurzfristige Entlastung sorgte und zur Folge hatte, dass das Heck gleich einem aus dem Meer aufgetauchten Wolkenkratzer noch einige schreckliche Minuten hoch aufgerichtet aus dem glatten Ozean ragte – bis es dann schnell und immer schneller zu versinken begann.

Um 2.20 Uhr morgens am 15. April 1912 schlossen sich die Wogen des Atlantischen Ozeans für immer über der wehenden Flagge der White Star Line am Heck des versinkenden Prachtschiffes, das seinen haltlosen Sturz in die Tiefe von fast 4000 Metern antrat, hinab in den schwarzen, lichtlosen Abgrund, in dem der steinerne Sarkophag der Priesterin Tamar von Amarna seine letzte Ruhestätte finden sollte.

Unter den mehr als 1500 Todesopfern befanden sich auch Lord Henry Beswick III. und sein persischer Mentor Radu, die sich ihrem Schicksal letztlich ergeben hatten ... ebenso wie ein rotgolden gelocktes irisches Mädchen namens Caitlin Shannon, in dessen Körper wenige Jahre lang

⁷ Vgl. dazu John P. Eaton & Charles A. Haas: „TITANIC. Triumph und Tragödie“, München 1997, S. 249.

die wiedergeborene Seele der Priesterin Tamar das Licht der Sonne eines neuen Zeitalters erblickt hatte.

Doch in einem täuschte sich der weise Radu.

Der Untergang des Luxusliners TITANIC wurde nicht vergessen.

Natürlich, es geschahen auch weiterhin schreckliche Schiffskatastrophen, und es wurden weitere prächtige Schiffe erschaffen, die beizeiten ein Raub der Flammen oder der Meere wurden, nicht selten aufgrund der beiden Weltkriege, die bald darauf das Antlitz der Welt verwüsteten ... und doch blieb der Glanz und das grässliche Mysterium der TITANIC ein Fanal, das ungeachtet der Zeitläufte im Bewusstsein der Menschen haften blieb.

Die modernen Medien wie der Film, das Fernsehen und die Fotografie machten die Tragödie der TITANIC in den nachfolgenden Jahrzehnten immer wieder für neue Generationen erlebbar.

Und der schwarze, finstere Abgrund, der für absolut unerreichbar gehalten wurde, selbst vom weisen Radu, er blieb nicht die unerreichbare Grenze, ebenso wenig wie der Himmel.

1969 gelangten erstmals Menschen zum Mond.

1977 erreichte Menschenwerk den Mars.

Und im Jahre 1985 führte endlich die lange Suche auch nach dem Wrack der R.M.S. TITANIC zum Erfolg.

Robert Ballard fand das Grab in der Finsternis.

Die Entdecker pochten – ohne Erinnerung freilich – von neuem an das Grabmal der seit so langer Zeit verstorbenen Priesterin Tamar ...

*

Epilog:

Nordatlantik, 16. April 2022

Das Licht drang in die ewige Finsternis der Tiefsee.

Ein gleißender Scheinwerferstrahl erhaschte das Ziel.

„Bodenkontakt, Chef.“

„Abbremsen. Du weißt, sonst wirbeln wir hier zuviel Sediment auf.“

Der bullige Techniker, der zugleich als Orter des Tauchbootes fungierte, knurrte etwas Unverständliches in seinen Bart, was wie „Bin doch kein Amateur mehr“ klang.

Das annähernd elliptische, aus Stahl und Fiberglas bestehende Tauchboot, das mehr als anderthalb Stunden lang von der Meeresoberfläche aus in die Tiefe gesunken war, hatte endlich den Meeresboden der Neufundlandbänke in rund 3800 Metern Meerestiefe erreicht wie schon zahllose

Expeditionen vor ihnen. Eine graubraune Wüstenei lag vor ihnen, die lebensfeindlicher erschien als die Oberfläche des Mondes und ähnlich unberührt von Menschenhand.

Sie wussten beide, dass das verkehrt war. Leben gab es hier unten reichlich, nur gut verborgen vor den Blicken der Menschen.

Längst hatten außerdem Techniker und Wissenschaftler der Gegenwart damit begonnen, die Tiefen der Meere zu erobern, in denen unzählige Schätze und Rätsel der Vergangenheit lagen, manche meinten auch, dort wäre die Zukunft der Menschheit zu finden – angesichts einer Welt der globalen Erwärmung, der abschmelzenden Polkappen und allmählich versinkender Küstenstädte ein nicht völlig unrealistischer Gedanke, der im zurückliegenden Jahrhundert noch als Science Fiction gegolten hatte.

Aber das, was sie heute hier unten machten, war wirklich noch abstruser.

Die Art und Weise, wie sie an diese Koordinaten gelangt waren, an denen sie sich derzeit befanden, hörte sich mehr an wie ein abgefahrenes Märchen.

„Wenn du mich fragst, Chef, sollten wir uns nach Nordwest orientieren. Die großen Dinge sind DORT zu finden. Popow hat auf seiner Website gepostet, er will die Bronzepropeller der TITANIC bergen ...“

„Ja, Jeff, ich weiß das“, sagte Andrew Harrison und schüttelte den Kopf. Harrison, ein kerniger, sonnengebräunter Surfertyp von 44 Jahren, der seine erste Million mit den Schätzen der spanischen Schatzflotte in der Karibik gemacht hatte, war immer auf der Suche nach neuen lukrativen Aufträgen gewesen. Und bislang hatte er es nie bereut, in die Dschungel von Kambodscha oder die Lagunen entlegener Kontinente abgetaucht zu sein, Gräber zu plündern, von denen man nur dem Hörensagen nach wusste oder Antiquitäten aus den Lagerhäusern von Plündererbanden zu rauben ...

Und dann bekam er diesen Anruf der Dame aus Miami Beach, einer Millionärin, die ihn für einen ... interessanten Auftrag engagieren wollte.

Verdammt, er hatte Jeff über die wahre Summe, die dieses verrückte Weib ihm bot, im Unklaren gelassen. Aber Madame Del Monico oben auf der MONCADA hatte ihm tatsächlich eine zweistellige Millionensumme in Dollar geboten, wenn er hier hinabtauchte zu den bröckelnden, rostigen Resten der TITANIC ... und zwar nicht direkt zu diesen Überresten, sondern in die weit gestreute Schleppe von Trümmern, die das zerborstene Luxuslinerwrack auf dem Meeresgrund hinterlassen hatte.

Aus dem Trümmerfeld hatten sich in den vergangenen 25 Jahren schon reichlich Expeditionen bedient. Hatten alle möglichen Artefakte geborgen, von Türgittern, Schemeln, Weinflaschen – zum Teil noch sauber verkorkt, mit genießbarem Inhalt! – , Geschirr, Passagierkoffer mit Inhalt bis hin zu den eigentlich völlig nutzlosen Kohlebrocken aus den Feuerungen des Schiffes.

Aber auch das Trümmerfeld selbst war nicht das Ziel des Tauchbootes DELPHINE.

„Sie wollen mich WOHIN dirigieren, Madam?“, hatte Harrison ungläubig gefragt, während er die 60jährige Dame mit ihren immer noch edel wirkenden Gesichtszügen unter dem rotblonden Haar anschaute.

„Sie werden gut anderthalb Seemeilen südöstlich der Wrackstelle den Meeresboden erreichen und dort nach einem einzelnen Objekt suchen“, sagte sie und funkelte ihn mit ihren lebhaften, grünen Katzenaugen an. Die Augen einer sehr entschlossenen Frau, die genau wusste, wonach sie suchte und was sie wünschte. „Sehen Sie, meine Wahrsagerin hat mir gezeigt, dass Sie dort etwas finden werden. Ein recht schweres Objekt, deshalb habe ich schon in die Wege geleitet, dass das Tauchboot DELPHINE entsprechend mit Hilfsmaschinen aufgerüstet wird.“

„Also wirklich, Madam ... eine Wahrsagerin ...“

„Übernehmen Sie den Auftrag oder nicht?“

Nun, und da sie nicht nur eine zweistellige Millionensumme in Aussicht stellte bei erfolgreicher Bergung, sondern auf der anderen Seite auch klar machte, dass es für sie Mittel und Wege gebe, ihn für immer aus dem Geschäft zu drängen ... die Frau hatte leider gute Verbindungen zur Mafia. Auch davon erzählte er seinem Kompagnon Jeff Richwater natürlich nichts ..., nun, deshalb stimmte er also zu. Er hing halt an seinem Leben.

„Keine Planänderung!“, sagte er also. „Du musst das nicht mögen, Jeff, aber wir werden dafür bezahlt, genau HIER zu suchen. Also suchen wir genau HIER.“

„Na schön, du bist der Boss. Aber ich sag' dir, hier finden wir außer Schlick rein gar nichts... na ja, vielleicht noch einen Schornstein der TITANIC. Aber das Ding ist den Tauchgang echt nicht wert, das ist nur noch Rost...“ Es handelte sich aber lediglich um einen pro-forma-Protest, den er von Jeff gewohnt war.

Doch während sie nun die nächste halbe Stunde über die graubraune Sedimentwüste dahinglitten und auf jeden Ausschlag ihrer Feinsonare achteten, die auf beiden Seiten des Bootes aktiv orteten, da fragte er sich wirklich, was dieser ganze Blödsinn sollte.

Eine Wahrsagerin sollte tatsächlich einen Punkt auf dem Meeresgrund in gut 3800 Metern Wassertiefe angeben können, wo etwas an Wrackgut aus der TITANIC gefallen war, von dem sonst niemand wusste? Und woher wollte wohl seine Klientin davon wissen, Tamara Del Monico? So ein Schwachsinn...

„Hey, ich hab hier was auf dem Sonar!“

„Maschinen langsame Fahrt!“, schrak der Schatzsucher sofort zusammen. „Gib mir den Kurs!“

„Zwei Grad steuerbord ... Distanz etwa vierzig Meter.“

Die DELPHINE schwenkte langsam nach Steuerbord, die Schrauben machten nun deutlich weniger Fahrt.

Und verdammt noch mal ... da tauchte tatsächlich was auf!

„Sieht wie ein verfluchter Felsblock aus ...“, murrte Jeff.

„Zu groß für einen Koffer auf jeden Fall ... ich geh mal direkt darüber ...“

Die Scheinwerfer des Tauchboots wurden auf den Meeresboden direkt gerichtet und auf das Fundstück.

„Heilige Scheiße! Das glaube ich jetzt nicht!“

Eingebettet in das Sediment lag, deutlich erkennbar und immer noch so schön wie am ersten Tag der Erschaffung, ein dunkler Steinsarkophag, aus dessen Oberseite das erhabene Antlitz einer schönen Frau gemeißelt worden war.

Und, verdammt noch mal, Harrison wollte verflucht sein, wenn dieses Gesicht nicht dem seiner Klientin so sehr ähnelte, als sei es ihr aus dem Gesicht geschnitten!

Das war doch überhaupt nicht möglich ...

Sie hatten genau fünfzehn Sekunden Zeit, sich dieses Rätsel anzuschauen. Dann griff er nach dem Schalter für die Sprechfunkverbindung zur MONCADA, um der Auftraggeberin Bescheid zu geben, dass sie einen verfluchten ägyptischen Sarkophag hier auf dem Meeresboden gefunden hatten und sie sich eine echt gute Erklärung überlegen sollte, wie das wohl möglich war.

Harrison kam nicht dazu, auch nur ein Wort seiner geplanten Meldung über die Lippen zu bringen. Denn stattdessen begannen jetzt jählings Funken aus den Armaturen des Tauchbootes zu sprühen. Knisternd und knatternd erlosch eine Anzeige nach der nächsten. Die gesamte Elektrik an Bord gab ohne erkennbaren Grund nacheinander den Geist auf und füllte das Innere des Tauchbootes mit beißendem Rauch.

Der letzte flammende Blick eines Scheinwerferstrahls zeigte das beinahe lächelnd wirkende Antlitz der toten Priesterin Tamar auf der Oberseite ihres Sarkophags. Sie sah seltsam zufrieden aus.

„Scheiße ... so eine verdammte Scheiße, Chef ...“, brüllte Jeff fassungslos.

Das war das letzte Signal, was aus der Tiefe kam.

Oben an der Meeresoberfläche bäumte sich die MONCADA in den Ausläufern eines Sturmtiefs auf, das wie aus heiterem Himmel über die Bergungsstelle gekommen war.

Tamara Del Monico, die hier inzwischen auf die Brücke getreten war, um direkten Funkkontakt mit der Bootsbesatzung aufzunehmen, wenn sie ihren Fund gemacht hatten, bekam keine Möglichkeit mehr dazu, ihren Plan in die Realität umzusetzen.

Eine unglaubliche Wellenfront, die man früher für undenkbar und für Seemannsgarn gehalten hatte, eine so genannte „Freak Wave“, rollte über den Horizont heran und erfüllte alle Besatzungsmitglieder des Schiffes, die sie zu Gesicht bekam, mit schierem Entsetzen und Sprachlosigkeit.

Die Expedition endete in einem einzigen Desaster. Es gab keine Überlebenden.

Die alten ägyptischen Götter schützten das neue Grab ihrer einstigen Priesterin Tamar gut.
Selbst gegen ihre eigene Inkarnation.
Und so drehte sich das Schicksalsrad der Wiedergeburt weiter ...

ENDE

© 2014 by Uwe Lammers
Braunschweig 2. April – 18. November 2014